This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

9.30

WIDENER

HN Y99L R

50543.9.30

Harvard College
Library

By Exchange

Withdrawn

Es war einmal

Märchen

von

Rudolf Baumbach

15. und 16. Tausend

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

50543.9.30

Alle Rechte vorbehalten

HARVARD COLLEGE LIBRARY
BY EXCHANGE

DEC 29 1943

Druck von W. Drugulin in Leipzig

Inhalt

		Seite
1.	Der Kryſtall der Hexe	1
2.	Münchhauſen und die drei Wilddiebe	11
3.	Die Würfel	21
4.	Undank	32
5.	Bruder Klaus und die treuen Thiere	43
6.	Der verſchüttete Keller	49
7.	Der Königsſohn und die Nachtigall	66
8.	Die befreiten Seelen	76
9.	Das Wechſelkind	84
10.	Die Salige	92
11.	Goldene Tannenzapfen	106
12.	Der Grenzſteinrücker	119
13.	Nicotiana	126
14.	Die ſtumme Königstochter	135
15.	Die Siebenmeilenſtiefel	143

Der Kryſtall der Hexe.

Der wilde Jäger — das weiß alle Welt — jagt auch an Sonn- und Feiertagen und läßt ſich durch den Schall der Kirchenglocken in ſeinem Vergnügen nicht beirren. Die Schonzeit aber hält er ſtreng ein, und das iſt ein Vorzug, der den übel beleumundeten Geſellen in einem etwas günſtigeren Lichte erſcheinen läßt.

Die Zeit, da der Jagdſpieß im Winkel ſteht, füllt der ruheloſe Waidmann, wenn er nicht im verſchütteten Kloſterkeller den Fäſſern zuſpricht, mit allerhand Kurzweil aus. Bald ängſtigt er die armen Moosweiblein, bald ſtört er den Ringeltanz der Waſſerfrauen,

bald trabt er zum Entſetzen verſpäteter Wanderer auf einem dreibeinigen Schimmel über die mondbeglänzte Waldwieſe.

Seinen Hauptſpaß aber hat er in der Walpurgisnacht, wenn die Hexen auf Beſen und Ofengabeln nach dem Blocksberg reiten. Dann ſperrt er die Schluchten und Bergſättel, durch welche das ruchloſe Volk ſeinen Strich nimmt, mit ſtarkmaſchigen Vogelnetzen und legt ſich auf die Lauer. Die Hexen kennen auch recht wohl die Tücke ihres Feindes und fliegen darum möglichſt hoch. Hin und wieder aber bleibt ein unvorſichtiges Hexlein doch im Garn hängen, und das hat dann von dem wilden Jäger und ſeinen wüſten Waidgeſellen viel Ungemach zu leiden.

Einmal trug es ſich zu, daß der Unhold, als er eben ſein Netz geſtellt hatte, der Frau Perchta begegnete. Die Beiden begrüßten ſich als gute Nachbarn, beſprachen dies und jenes, und ſchließlich lud Frau Perchta den alten Waldgenoſſen zu einer Schale Maitrank ein. So etwas pflegt der wilde Jäger nicht auszuſchlagen. Er folgte der gaſtlichen Frau

in ihr Höhlenſchloß, und der Trank, den die dienenden Zwerge gebraut, war würzig und ſtark.

Man ließ die Wälder leben, ſprach von der guten, alten Zeit, und ſo verſtrich eine Stunde um die andere. Als ſich der wilde Jäger endlich zum Aufbruch anſchickte, fiel ſchräg durch eine Felſenſpalte das Licht der Morgenſonne, und bei Sonnenſchein läßt ſich kein anſtändiges Geſpenſt öffentlich ſehen. Frau Perchta wies ihrem Gaſt ein kühles Gemach an, und der müde Zecher ſtreckte ſich auf eine Hirſchhaut lang aus, um den Tag zu verſchlafen.

An ſelbigem Morgen ſchritt ein junges, blühendes Weib durch den lichtgrünen Buchenwald. Am Arm trug ſie einen Korb gefüllt mit weißen Maiglocken und buntem Frauenſchuh. Mit den Blumen wollte ſie zur Feier des erſten Maien ihr Heim ſchmücken; das war ein kleines, mitten im Forſt gelegenes Haus, und der Hausherr war ihr Mann, ſeines Zeichens ein Waldhüter.

Plötzlich hemmte die junge Frau ihre Schritte, denn quer über den Weg war ein Netz gespannt, und in den Maschen desselben zappelte ein großer Vogel. Sie trat heran und betrachtete den Gefangenen. Er hatte eulengraues Gefieder, einen weit gespaltenen Schnabel und ein Paar große Glotzaugen. Fast graute es ihr vor dem Gethier. Ja, das war der unheimliche Vogel, der nächtlicher Weile den Kühen und Geisen die Milch aussaugt, ein Ziegenmelker, eine verrufene und verfluchte Kreatur, die das Sonnenlicht scheut. Weil aber der Vogel sich gar so angstvoll geberdete und weil die Frau ein gutes Herz hatte, so schickte sie sich an, den Verstrickten zu lösen.

Da geschah etwas Wunderbares. Sobald die Hand des jungen Weibes das Garn berührte, sank es wie ein graues Spinnengewebe in sich zusammen, und der Vogel hatte sich in ein altes Weiblein verwandelt; das stand im Moos und zitterte am ganzen Leib wie Espenlaub.

„Jesus, Maria und Josef!" schrie die

erschrockene Frau und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Still, mein Töchterchen, still!“ mahnte die schwer athmende Alte. „Wozu das Geschrei? An Tagen, wie der heutige, geschehen viel seltsame Dinge. Ein kluges Menschenkind hält die Augen offen und nutzt klug den rechten Augenblick. Wart', ich will dir den Lohn für deine Gutthat geben. Gold und Silber habe ich nicht zu verschenken, aber die Gabe, die ich dir zugedacht, ist auch nicht zu verachten.“ — Mit diesen Worten griff die Hexe in ihren Sack und zog ein glänzendes Ding hervor.

Das junge Weib wehrte mit beiden Händen ab. „Behaltet Euer Geschenk und Glück auf den Weg. Ich muß heim zu meinem Mann und meinem Kind.“

„Also einen Mann hast du, mein Töchterchen? Ei, dann wirst du meine Gabe sicherlich nicht verschmähen, wenn du weißt, was es damit für eine Bewandtniß hat. Sieh diesen Krystall,“ sprach sie weiter und hielt mit zwei dürren Fingern einen glitzernden

Stein empor. „Das ist ein Wunderding, wie es kein zweites giebt. Merk' auf, mein Töchterchen! Willst du wissen, wie es im Herzen deines Mannes aussieht oder im Herzen irgend eines anderen, so schau' den Mann durch diesen Krystall an, und alsbald wird sein Herz offen vor dir daliegen wie eine aufgeschlossene Kammer. Hast du verstanden? Das ist ein köstliches Kleinod. Da nimm es hin!"

So sprach die Alte, und ehe die Andere wußte, wie ihr geschehen, hielt sie den Stein in der Hand, und die Hexe war verschwunden. Sollte sie das unheimliche Ding behalten oder von sich werfen?

Als sie im Zweifel weiter ging, kam ihr eine Mannsgestalt entgegen. Die erwies sich in der Nähe als der Herr Kaplan vom Kirchdorf über dem Wald.

„Dem will ich das Abenteuer berichten," sprach die Frau zu sich selber; „er mag entscheiden, was mit dem Hexenangebind geschehen soll. — Aber zuvor könnte man doch einmal die Probe machen, ob die Alte die

Wahrheit geſprochen hat. Im Herzen des würdigen Herrn ſieht es gewiß aus wie in einer Kirche."

Mit einem frommen Gruß ſchritt ſie an dem Geiſtlichen vorüber, dann richtete ſie den durchſichtigen Stein auf den ſchwarzen Rock des langſam dahin wandelnden Mannes.

Aber im Herzen des Kaplans ſah es nicht aus wie in einer Kirche, vielmehr wie in einer Küche.

Ja, das war die Küche des Pfarrhofes. Auf dem Herd flackerte das Feuer, aus Häfen und Pfannen wirbelte bläulicher Rauch, und vor dem Herd ſtand, angethan mit blendend weißer Schürze, die blonde Pfarrköchin und ſchwang den hölzernen Schaumlöffel. — „Ei, ei, Herr Kaplan! Wer hätte das gedacht?" Die junge Frau lachte in ſich hinein und beſchloß den wunderſamen Kryſtall vorläufig zu behalten.

Sie war noch nicht weit gegangen, ſo wieherte ein Pferd, und zwiſchen den Bäumen ward ein Reiter ſichtbar. Das war der Graf, der drüben auf dem alten Waldſchloß wohnte.

Er hatte etliche Jahre am Hof des Königs gedient und hatte aus der Königsstadt eine wunderschöne Frau mitgebracht. Jetzt verwaltete er das Erbe seines Vaters und mußte viel im Land umher reiten. Die Frau trat hinter eine starke Eiche, hielt den Krystall an's Auge und blickte nach dem Reiter.

Hilf Himmel, wie sah es im Herzen des Grafen aus! Da drehten sich im Tanz schöne Frauen mit langen Seidenschleppen und andere in sehr kurzen Röcken, auch eine Reiterin tummelte sich in dem weiten Raum, und in einem Winkel stand eine schwarzäugige Dorfschöne, den Rechen auf der Schulter. Das war die braune Marianne vom Rabenhof, die schönste Dirne im Gau. All' die Weibsbilder hatten Raum im Herzen des Grafen, aber die Frau Gräfin war nicht darinnen.

Die junge Frau ließ den Kopf hängen und ging weiter. Da schlug heller Gesang an ihr Ohr, und um die Krümmung des Weges bog ein schlanker, wetterbrauner Bursch mit kühn gedrehtem Bart und Augen wie Kohlen. Das war der Jäger des Grafen.

Als er der Frau ansichtig wurde, hielt er mit Singen ein und nickte ihr herablassend zu, dann beendigte er im Weiterschreiten das unterbrochene Lied:

„Wer mir den Mund zum Küssen reicht,
Die Locken aus der Stirn mir streicht,
Thät' einer mich drum fragen,
Ich dürft's ihm doch nicht sagen."

So sang er, und die Frau blinzelte durch den Krystall, um zu sehen, wen der junge Waidmann im Herzen trage. Gleich darauf aber ließ sie heftig erschrocken die Hand wieder sinken, denn im Herzen des Jägers stand keine andere als die gnädige Frau vom Schloß.

„O du grundgütiger Himmel," seufzte das junge Weib, „wie ist die Welt so schlecht!" Mit schwerem Herzen verfolgte sie ihren Weg. Wie wird die Herzensschau bei ihrem Mann ausfallen? Wird sie ihr eigenes Bild finden, oder das einer Andern? Er ist drei Jahre Soldat gewesen, war in Feindesland, und wie es da zugegangen, davon erzählen die Leute mancherlei, aber wenig Gutes. Dazu ist er gewachsen wie eine Tanne, stark

wie ein Bär und weichherzig wie ein Lamm. Was für Entdeckungen wird die Arme machen?

Der Wald lichtete sich. Vor ihr lag eine abgeholzte Berglehne, dann ein hellgrüner Wiesengrund und jenseit des Grundes am Rand des geschonten Waldes ihre Heimstatt, ein kleines, weißes Haus mit moosbewachsenem Schindeldach. Vor dem Haus auf der Steinbank saß ihr Mann, der Waldhüter, und zu seinen Füßen spielte das Kind im Gras. Grell leuchtete sein rothes Röckchen aus dem Grün hervor. Jetzt hob der Vater das Kleine empor, und das Kind vergrub sein Gesicht in den braunrothen Bart des Vaters und zappelte vor Lust mit den Beinen.

Da schwoll der jungen Mutter mächtig das Herz. Mit Abscheu warf sie die Gabe der Hexe von sich, und über dem Krystall schloß sich die Erde, als ob er in's Wasser gefallen wäre. Die Frau aber that einen hellen Jauchzer, dann sprang sie leichtfüßig den Abhang hinunter, ihrem Hausglück entgegen.

Münchhauſen und die drei Wilddiebe.

Abenteuermüde ſaß der alte Freiherr von Münchhauſen auf ſeinem Jagdſchloß und zehrte von der Erinnerung wie der Dachs im Winterbau von ſeinem Fett. Zuweilen ging er noch mit ſeinem Feuerrohr in den Forſt und erlegte auch wohl ein Stück Wild, aber der boshafte Kobold Zipperlein, der ihm eines Tages bei der Entenjagd in den Waſſerſtiefel geſchlüpft war, vergällte ihm die Luſt am fröhlichen Waidwerk und bannte ihn an den ledergepolſterten Seſſel, unter dem das Fell des berühmten Honigbären lag.

Eines Morgens saß der Freiherr in seine Wildschur gewickelt beim Frühtrunk. Er hatte gut geschlafen, der Plageteufel im linken Fuß verhielt sich ruhig, und durch das geöffnete Fenster hatte die Sonne einen breiten, wärmenden Lichtstrahl wie einen schrägen Balken hereingeschoben.

Da wurden draußen auf dem Vorsaal Stimmen laut, die Thür öffnete sich, und der freiherrliche Jäger stieß drei gefesselte Strolche in das Gemach. Hinterdrein kam ein Knecht, der ein mit der Schlinge erwürgtes Reh trug. Er legte es schweigend vor dem Sessel des Schloßherrn nieder und ging.

„Gnädiger Herr," ergriff der Jäger das Wort, „da bringe ich sie, die Halunken, den Luz, den Rumpold und den krummen Dieterlein. Auf der That hab' ich sie ertappt, und hier ist auch die Rehgeis, die sie in der Drahtschlinge gefangen haben. Befehlt, gnädiger Herr, was mit den Aasjägern geschehen soll."

Die Augen des Freiherrn musterten die drei Kumpane und glitten von den ver-

wahrloſten Geſtalten auf die ledergeflochtene Hetzpeitſche, die von einem Hirſchgeweih lang niederhing.

„Soll ich?“ fragte der grimme Jäger, der den Blick recht wohl bemerkt hatte, und machte eine erläuternde Handbewegung.

Aber der gut gelaunte Freiherr ſchüttelte den Kopf und ſprach ruhig: „Den Schwerenöthern ſoll ihr Recht werden, und ich ſelbſt will über ſie Gericht halten. Löſe ihnen die Feſſeln und harre des Urtheils.“

Der Jäger that, wie ihm geheißen war, und ſtellte ſich breitſpurig vor die Thür, um einen etwaigen Fluchtverſuch der Wilddiebe zu vereiteln.

Münchhauſen that einen Trunk, lehnte ſich im Seſſel zurück, ſchlug ein Bein über das andere und ſprach wohlwollend:

„Ihr Schuftel Ich könnte euch auf Hirſche ſchmieden und die Hirſche durch Buſch und Dorn jagen laſſen, ich könnte euch auch vierundzwanzig Stunden auf je einen Ameiſenhaufen ſetzen, aber allzugroße Strenge iſt vom Uebel. Strenge hat mich oft gereut,

Milde noch nie. Darum will ich auch diesmal Barmherzigkeit üben und es bei einer dreiwöchentlichen Hungerkur im Thurm bewenden laſſen."

Da ließ der lange Luz den Kopf hängen wie eine abgeblühte Sonnenblume, dem dicken Rumpold tropften von den Augenrändern zwei Thränen, groß wie die Zwetſchen, der krumme Dieterlein aber fiel auf die Kniee nieder und heulte wie ein Hündlein, dem man auf den Schweif getreten.

Eine Zeit lang letzte ſich der geſtrenge Richter an der Qual der Verdammten. Dann ſprach er:

„Eure Zerknirſchung rührt mich. Merkt auf, ihr Wichte! Ich bin, wie ihr wißt, und wie die Welt weiß, ein Freund von Abenteuern und ſeltſamen Geſchichten. Ihr ſcheint euch weidlich in der Welt herumgetrieben zu haben und kommt mir vor wie abgeriebene Kupferheller. Gewiß habt ihr mancherlei erfahren, was des Erzählens werth iſt. Wenn Einer von euch im Stand iſt, mir ein Erlebniß zu berichten, das mir unglaublich

erſcheint, ſo will ich euch pardonniren und unbehelligt ziehen laſſen. Finde ich aber eure Abenteuer glaubhaft, ſo müßt ihr in's Loch. Verſtanden?'

Die drei Gefangenen athmeten erleichtert auf. Der lange Luz ſtrich ſich die Haare aus der Stirn, trat einen Schritt vor und begann:

„Viel Seltſames habe ich auf meinen Fahrten erlebt, das Merkwürdigſte aber iſt das, was ich jetzt erzählen will. Als ich ein junger Burſch von fünfzehn oder ſechzehn Jahren war, mußte ich einmal die braune Stute meines Gutsherrn hüten. Den armen Gaul hatte der Sattel wund gedrückt, und die Wunde wollte trotz ſorglicher Wartung nicht heilen. Eines Tages liege ich unter einem Nußbaum, und nicht weit von mir ergeht ſich die Stute im Gras. Da kommt ein Schäfer des Weges gezogen, betrachtet das kranke Pferd und ſpricht: ‚Dem Thier iſt leicht zu helfen. Schlage dir eine Nuß vom Baume, zerreibe ſie zu Staub und beſtreue mit dem Pulver die Wunde.'

Ich bedankte mich und that, was der Schäfer gerathen hatte. — Am andern Morgen aber, als ich meine Stute betrachte, was mußte ich ſehen?"

„Was wirſt du denn Beſonderes geſehen haben?" fiel der Freiherr von Münchhauſen dem Erzählenden in's Wort. — — „Aus dem Rücken des Pferdes wird halt ein Nußbaum gewachſen ſein. Gelt, das wollteſt du berichten? Dergleichen kommt oft vor, und mir iſt mit einem Kirſchkern Aehnliches paſſirt. Tritt zurück, Luz. Deine Geſchichte iſt nichts werth."

Der verdutzte Luz that, wie ihm geheißen, und Rumpold, der zweite Wilderer, begann ſeine Rede:

„Vor zehn oder mehr Jahren hab' ich als Kutſcher bei einem Edelmann gedient, der hatte ſich dem Teufel verſchrieben, und weil nun ſeine Seele doch einmal verloren war, ſo plagte er den Schwarzen, wie und wo er konnte. Einſtmals kehrten wir in der Nacht von einer Gaſterei zurück. Kein Stern ſtand am Himmel, und der ohnehin

ſchlechte Weg war durch Regengüſſe aufgeweicht, alſo daß ich mit dem Viergeſpann meine liebe Noth hatte. Da ſagte mein Herr: ‚Warte, Rumpold, er‘ — damit meinte er den Böſen — ‚ſoll uns eine Straße bauen; das iſt ihm eine Kleinigkeit.‘ Dann rief er etwas in die Nacht hinaus, und gleich darauf rollte der Wagen ſänftlich, und der Pferde Hufſchlag ſcholl, als ob wir über eine hölzerne Brücke führen. Anfangs ging's bergan, und die Pferde ſchritten langſam. Wie ich nun merke, daß wir auf der Höhe angekommen ſind, ſchwing' ich die Peitſche, um die Roſſe zu ſchnellerem Lauf anzutreiben, aber die Peitſchenſchnur bleibt an einem Baum oder etwas Derartigem hängen und ich muß ſie im Stich laſſen. Tags darauf fuhr ich meinen Herrn wieder, diesmal auf der gewöhnlichen Straße. Wie ich in das nächſte Dorf komme, fällt mein Blick von ungefähr auf den Kirchthurm, und ſiehe da" — — —

„Da hing deine Peitſche am Thurmknopf," ſagte der Freiherr, „und nun wußteſt du,

daß du in der Nacht hoch durch die Luft kutschirt warst. Dergleichen kommt oft vor. Tritt zurück, deine Geschichte ist nichts werth, und wenn der Dritte nichts besseres vorzubringen weiß, so ergeht's euch übel."

Der krumme Dieterlein hinkte an den Sessel des Freiherrn heran und machte seine Reverenz . . .

„Vor Zeiten," begann er, „habe ich drüben an der Hungerhalde ein Aeckerlein besessen. Ich hatte es mit Roggen bestellt und ging jeden Sonntag Nachmittag hinaus und freute mich über das Gedeihen der Saat. Eines Tages, wie ich so am Ackerrain stehe, fällt mir ein Halm auf, der die übrigen weit überragt, und der Halm wächst zusehends höher und immer höher . . ."

Hier unterbrach Herr von Münchhausen den Erzähler und sprach mit spöttischem Ton: „Und da hieltest du dich an der Aehre fest und kamst auf diese Weise in den Himmel, nicht wahr?"

„Allerdings, gnädiger Herr," versetzte der Dieterlein eifrig. „Aber meine Ge-

ſchichte hebt ja jetzt erſt an. Hört nur weiter."

„So laß hören," ſprach der Freiherr.

„Wie ich da droben im Himmel ankomme," fuhr der Dieterlein fort, „iſt gerade ein großes Muſik-Feſt abgehalten worden, ein Concert, wie man's nennt. Die heilige Cäcilie hat die Orgel geſpielt. der König David die Harfe, und die kleinen Engel haben geſiedelt und die Poſaunen geblaſen. Im Kreiſe herum aber ſind die Seligen geſeſſen und haben zugehört, und es waren viele Bekannte darunter." —

„Da haſt du wohl auch meinen ſeligen Herrn Vater geſehen?" fragte Herr von Münchhauſen.

„Ei freilich," verſetzte der Dieterlein. „Der iſt, wie die Muſik aus war, mit dem Teller herumgegangen und hat eingeſammelt."

Da fuhr der Freiherr aus dem Seſſel empor.

„Unverſchämter Lügner!" donnerte er, und ſein weißer Schnurrbart ſträubte ſich.

„Augenblicklich packt euch von hinnen und kommt mir nicht wieder vor die Augen. Marsch!“

Und die drei Strolche ließen sich das nicht zweimal sagen und gingen eilig von dannen.

Die Würfel.

Am Steintiſch vor der Schenke zum dreibeinigen Haſen ſaß ein baumlanger Mann in zerſchliſſenem Wams und ſtützte mit beiden Händen den Kopf, auf dem ein ſtaubiger, mit zerknickten Federn gezierter Hut ſaß.

Der vierſchrötige Herbergsvater trat unter die Hausthür und ſprach mahnend: „Guter Freund, es will Abend werden; hier könnt Ihr nicht nächtigen, und bis zur Stadt habt Ihr noch zwei gute Stunden. Darum wird's am Beſten ſein, Ihr nehmt den Weg zwiſchen die Beine. Glück auf die Reiſe!“

Der Gaſt warf dem Wirth einen queren Blick zu und entgegnete: „Geſtern habt Ihr

anders geſprochen, als ich mit vollen Taſchen bei Euch einkehrte."

„Volle Taſchen, volle Flaſchen," ſprach der Wirth gleichmüthig. „Wer hat Euch geheißen, Euer Geld zu verſpielen? Ihr ſchuldet mir eigentlich noch zwei Schleifkannen, aber aus chriſtlicher Nächſtenliebe, und weil Ihr gerupft ſeid wie eine Martinsgans, will ich Nachſicht mit Euch haben. Doch nun ſchaut, daß Ihr weiter kommt." Damit ging er in's Haus und zog die Thür hinter ſich zu.

Der Einſame knirſchte mit den Zähnen. „Hol' euch Alle der böſe Feind," murmelte er, „und mich dazu!" Dann erhob er ſich, ſchüttelte zum Abſchied die Fauſt nach der Taberne hin und machte ſich auf die Beine.

Der Mann hatte im Heer des Kaiſers gedient, hatte tapfer dreingeſchlagen und gute Beute gemacht. Jetzt, da Friede im Reich war, wollte er mit gefülltem Säckel in ſeine Heimat zurückkehren, um dort ſein Herdfeuer anzuzünden, und nun hatten ihm die leidigen Knöchel die Taſchen geleert.

Der Weg, auf dem der verdroſſene Mann dahin ſchritt, zog ſich eine Zeit lang durch Felder und Wieſenland, dann lenkte er in einen Fichtenwald, und nach einer Stunde blinkte im Mondenlicht ein ſchwarzes Gewäſſer auf. Ueber das ſumpfige Geſtade hüpften Irrlichter, und auf einem Stein hart am Weg ſaß eine dunkele Mannsgeſtalt.

„Guten Abend, langer Jobſt," ſprach der Mann und erhob ſich von ſeinem Sitz.

Der Angerufene faßte ſeinen Stock feſter und fragte barſch: „Wer biſt du?"

„Dein Freund," erwiderte der Fremde und trat näher. „Ich kenne dich längſt. Ich habe dich geſehen im Gedränge fechten, Schanzen ſtürmen und Pechkränze ſchleudern. Du gefällſt mir. Du fürchteſt dich weder vor dem Tod noch vor dem Teufel. Du haſt dein Beutegeld verſpielt, auch das weiß ich, und eben darum habe ich hier auf dich gepaßt. Ich will dir helfen."

„So laß hören."

Der unheimliche Mann griff in die Taſche

und hielt dem Andern in der hohlen Hand drei Würfel entgegen. „Das sind treffliche Knöchel," sprach er.

„Glückliche Schelmenbeine," sprach der Lange verächtlich. „Das Stücklein kenn' ich zur Genüge. Sie sind zur Hälfte hohl und mit lebendigem Merkur gefüllt und fallen allezeit auf die nämliche Stelle."

„Du irrst," versetzte der Fremde. „Meine Würfel haben die Eigenschaft, daß dem Spieler jeder beliebige Wurf gelingt. Komm her und mache selbst die Probe. Der Stein hier ist eben wie ein Tisch, und an Licht soll's auch nicht fehlen. — Heda, guter Freund, komm einmal heran und leuchte uns!"

Er winkte, und ein Irrwisch hüpfte dienstfertig herbei und stellte sich neben dem Feldstein auf wie ein fackeltragender Knecht.

Der lange Jobst rüttelte die Würfel in der Hand und rief: „Zink, Drei und Aß!" Dann warf er. Fünf, Drei und Eins lagen oben. „Dreimal Quater!" rief er und warf. Abermals zeigten sich die gewünschten Zahlen.

Er verſuchte die Würfel wohl fünfzigmal; immer fielen ſie, wie er gewollt.

„Und dieſe Knöchel willſt du mir überlaſſen?“ fragte der ſchwerathmende Jobſt. „Gieb die Verſchreibung her; ich weiß recht wohl, wer du biſt.“

„Du biſt ein vernünftiger Kamerad,“ ſprach der Fremde mit Anerkennung. „Gelt, der Teufel iſt nicht ſo ſchwarz, wie man ihn malt? Was Verſchreibung! Von Doktoren, Schreibern und dergleichen Leuten laſſe ich mir gern etwas Schriftliches geben, aber bei dir braucht's keines Scheines. Ich überlaſſe dir die Würfel, und dafür gelobſt du, mir zu folgen, wenn deine Zeit um iſt.“

„Und wann wird meine Stunde ſchlagen?“

„Sobald dich Einer im Würfelſpiel überwindet.“

„Es gilt,“ rief der lange Jobſt, „ein Mann ein Wort!“ „Ein Wort ein Mann,“ ſprach der Andere, entließ mit einem gnädigen Wink das dienſtbare Irrlicht und ging mit weiten Schritten in den Sumpf hinein.

Der lange Jobſt lachte hinter dem Ver-

ſchwindenden drein. „Er iſt und bleibt halt der dumme Teufel. Den möcht' ich ſehen, dem ich mit dieſen Würfeln unterliege.“ Er barg die Knöchel in ſeiner Taſche und wandte ſich, um in der Schenke, da man ihn ſchnöd vor die Thür geſetzt hatte, ſein Glück von Neuem zu probiren.

* * *

Von der Zeit an führte der lange Jobſt, oder wie er nunmehr hieß, der Junker Jobſt ein luſtiges Schlemmerleben. Hoch zu Roß zog er durch das Reich, und das Gold, welches er im Spiel gewann, verpraßte er mit Buhldirnen und leichtfertigen Geſellen, die ſich um ihn ſchaarten wie Weſpen um eine faule Birn. Wenn aber nach einiger Zeit ſein Treiben ruchbar wurde, ſo ſattelte er ſeinen Gaul und trabte von hinnen.

Eines Tages war ihm der Boden wieder einmal unter den Füßen heiß geworden; er hatte die Thore der Stadt, da er zuletzt die Schäflein geſchoren, hinter ſich und ritt mit ſchwerem Mantelſack durch die Flur.

Da trug der Wind frommen Gesang zu ihm heran, und nach einer Weile wurden Kirchenfahnen und Kreuze über dem wogenden Getreide sichtbar. Der Gesang ward stärker, und die Waller kamen näher. Jobst stieg vom Pferd und musterte die Bittgänger. Da sah er Eine, die unter den Frauen schritt, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Sie war von hohem Wuchs und schritt einher wie eine Königin und doch zugleich demüthig wie Maria, die heilige Gottesmagd. Und dem rohen Gesellen ward es seltsam zu Muthe.

Die schöne Frau aber war die Gemahlin eines Edelmanns, der im nächsten Dorf ein schmuckloses Steinhaus bewohnte und sein kleines Erbe bewirthschaftete.

Am selbigen Abend saß Junker Jobst am gastlichen Tisch des Edelmanns. Bei Wildbraten und einem Krug säuerlichen Landweins erzählte er von seinen Fahrten, und Herr und Frau lauschten mit Gefallen den Geschichten, die der Abenteurer zum Besten gab. Ein mausfarbenes Windspiel

aber mit blauem Halsband lief ſchmeichelnd von einem Stuhl zum andern und hob bittend die Pfote empor.

Der Fremde reichte dem Hund einen Leckerbiſſen und ſprach: „Der Wind gefällt mir. Iſt er Euch feil?“

„Nein,“ entgegnete der Wirth. „Den Wackerlos bekommt Ihr nicht; er iſt meiner Hausfrau Luſt und Zeitvertreib.“

„Ich ſetze mein däniſches Roß gegen den Hund,“ rief der Gaſt und zog die Würfel aus der Taſche.

Der Edelmann hatte das Pferd, als es in den Stall gezogen wurde, mit erfahrenem Auge geprüft und kannte ſeinen Werth. „Es gilt,“ rief er ſchnell. Er ſah nicht den vorwurfsvollen Blick ſeiner Frau und langte nach den Würfeln.

Die Knöchel rollten über den Tiſch. „Sechs, Fünf und Drei“, rief der Hausherr. „Das iſt kein ſchlechter Wurf. Macht's beſſer, wenn Ihr könnt.“

Der Gaſt ſchüttete die Würfel aus der Hand. „Sechs, Fünf und Drei, Doppelung.“

Er warf eine Handvoll Goldstücke auf den Tisch. „Was setzt Ihr dagegen?"

„Dreißig Schafe," rief der Edelmann, dem das Gold seines Gastes in die Augen stach.

Da erhob sich die Frau und verließ den Saal. Trauer im Herzen ging sie in ihr Gemach und sank vor dem Bild der Mutter Gottes nieder. Dort lag sie lange im Gebet.

Plötzlich wurden die Stimmen der Männer laut. Waren sie über dem Spiel miteinander in Streit gerathen? Sie erhob sich und trat lauschend an die Thür.

„Alles verloren!" hörte sie rufen, und der das rief, war ihr Mann. „Alles verspielt, Haus und Hof, Flur und Vieh verloren. Aus Barmherzigkeit, Fremder, laßt mir den Strick, an dem ich mich aufhängen kann."

Die Frau war im Begriff in den Saal zu stürzen, da hörte sie, wie der Gast also sprach: „Alles verloren habt Ihr noch nicht, vielmehr ist Euch der größte Schatz geblieben; das ist Euer herrliches Weib. — Der ganze Gewinnst und all' mein Gut

gegen den Besitz Eurer Hausfrau. Soll's gelten?"

Die Arme horchte mit klopfendem Herzen.

„Ja, es gilt," stöhnte der Elende.

Da stieß die Edelfrau die Thür auf und trat mit erhobenem Haupt an den Tisch der beiden Spieler. Ihren Mann traf ein Blick der Verachtung, ein Zornesblick den Fremden. „Thut Euren Wurf!" rief sie ihm gebieterisch zu, „den zweiten thue ich selber."

Der lange Jobst umschweifte das hocherregte Weib mit begehrlichen Blicken. Dann rüttelte er die Knöchel und warf. „Dreimal Sechs!" rief er frohlockend, und der Hausherr barg sein Gesicht in den Händen.

Die Frau erbleichte, aber sie verlor den Muth nicht. Sie schickte ein Stoßgebet zur heiligen Jungfrau, ergriff die Würfel und schleuderte sie mit Abscheu aus der Hand.

Der lange Jobst beugte sich hohnlächelnd über den Tisch, aber entsetzt fuhr er zurück. Von der Gewalt des Wurfes war der eine Knöchel zersprungen, und neben drei Sechsen lag noch eine Eins.

Schweigend wies die Frau mit dem Finger auf den Wurf und verließ den Saal.

Zu den beiden Männern aber war unvermerkt ein dritter mit schwarzgelbem Gesicht und stechenden Augen getreten. Der klopfte dem überwundenen Spieler auf die Schulter und sprach: „Langer Jobst, es ist an der Zeit. Komm mit.“ Und dann gingen sie selbander durch die Thür, wohin, das kann sich Jeder denken.

Der Edelmann erhielt Verzeihung von seiner Frau, und von dem Geld, das sein Gast ihm gelassen hatte, baute er eine Kirche. Die steht noch heute und trägt über dem Portal in Sandstein gemeißelt drei Sechsen und eine Eins.

Undank.

Die schwarze Suse hütete die Gänse. Zu etwas Anderem, meinten die Leute, sei sie nicht zu gebrauchen. Eine Tagelöhnerin hatte das Kind in die Welt gesetzt und war dann, wie der Pfarrer sagte, in eine bessere Welt hinüber gegangen. Das Dirnlein aber war herangewachsen wie ein Schlehenbusch am Rain, dem Wind und Wetter, Frost und Schneegestöber nichts anhaben kann.

Suse war gut gewachsen, und wenn sie ihre wirren Haare einmal strählte, so fielen sie ihr bis zu den Kniekehlen hinab. Aber sie hatte am Auge ein Mal, gestaltet wie eine schwarze Fliege, und das war für die

Nachbarn ein Grund mehr, die Dirne zu meiden. Sie war eine Gezeichnete, und vor den Gezeichneten ſoll man ſich hüten.

Eines Morgens, als Suſe, umgeben von der ſchnatternden Gänſeherde, auf dem Anger ſaß, kam die alte Barbe an ihrem Krückſtock heran gehinkt, blieb vor dem Mädchen ſtehen und ſprach: „Das Mal am Auge verſchändet dich. Komm nächſten Vollmond zu mir; ich will dir den Flecken vertreiben.“

Frau Barbe bewohnte ein kleines Haus an der Mittagshalde. Sie hatte ehemals beſſere Tage geſehen, aber die Kinder, denen ſie ihre Habe abgetreten, hatten ihr übel mitgeſpielt und waren ſchließlich in die weite Welt gezogen.

Wie die Vereinſamte ihr Leben friſtete, darüber zerbrachen ſich die Bauern die Köpfe. Einige waren der Meinung, ſie beſitze einen geheimen Schatz von Gold und Silber, den ſie ihren undankbaren Kindern klüglich vorenthalten, Andere ſagten, der fliegende Drache, des lichten Satans Diener, rage ihr Lebensmittel zum Schornſtein

herein, und wieder Andere hießen sie gradezu eine Hexe.

So arg war es wohl nicht um die alte Barbe bestellt, aber der geheimen Künste wußte sie mehr als eine. Sie konnte das Blut besprechen, heilte kranke Kühe durch Handauflegen und vertrieb den eitlen Dorfschönen die entstellenden Sommersprossen. Ja, sie konnte mehr als Brot essen.

Mit dem Eintritt des Vollmondes sprach Suse, die Gänsehirtin, in der Hütte der Alten vor. Diese bestrich das Mal am Auge mit einer fetten, schwarzen Waldschnecke, warf dieselbe über ihre linke Schulter und murmelte einen Segen. Dann legte sie über das Auge ein Pflaster und hieß das Mädchen nach drei Tagen wiederkommen. — Und nach drei Tagen war das Mal richtig verschwunden.

Wohlgefällig beäugelte sich die Gänsemagd in dem kleinen Spiegelglas, das ihr Frau Barbe vorhielt, und auch diese schien sich über die Heilung zu freuen. Aber als Suse mit ungelenker Zunge anhob Dank

zu sagen, fiel ihr die Alte zürnend in die Rede:

„Spare deine Worte! Wenn dein Dank nur einen Heller werth wäre, hättest du ihn für dich behalten."

Indem sie so sprach, fing die Wanduhr an zu rasseln, und aus seinem Häuslein trat der Kukuk, bückte sich und rief die Stunde.

„Hörst du den Gauch?" fragte Frau Barbe. Der Kukuk ist die undankbarste Creatur unter der Sonne. Wenn er zu Kräften gekommen ist, frißt er die alte Grasmücke, die ihn groß gefüttert hat. Die Uhr ist mein kostbarstes Hausgeräthe, denn allstündlich mahnt mich der Kukuk: Zähle nicht auf der Menschen Dank. Undank ist der Welt Lohn. — Ja, undankbar sind sie Alle, Jung und Alt, Arm und Reich. Und du, Suse, bist um kein Haar besser als die andern Menschenkinder."

Die schwarze Suse war tief gekränkt. „Mutter Barbe," sprach sie, „Ihr thut mir Unrecht. Ich habe ein dankbares Gemüth." — Hier fuhr sie mit dem Schürzenzipfel über

die Augen. — „Und wenn ich heute oder morgen das goldene Regenbogenschüsselein finde, nach dem ich schon lange suche, so will ich den Schatz redlich mit Euch theilen. Das gelobe ich bei Gott und allen heiligen Nothhelfern."

Die Alte wiegte ihr graues Haupt und lachte leise vor sich hin. „Also dein Regenbogenschüsselein willst du mir zur Halbscheid geben? Du hast eine offene Hand, Suse. Am Ende bist du doch besser als die Anderen. Ich hätte Lust, dich auf die Probe zu stellen. — Heh, mein Töchterlein, was würdest du mir geben, wenn ich dich reich und glücklich machte?"

„Ach, wenn Ihr das vermöchtet!" sprach die schwarze Suse mit einem tiefen Seufzer.

„Vielleicht kann ich's."

Die Augen der Magd funkelten. „Mutter Barbe," sprach sie mit fliegendem Athem, „zieht Eure Kreise und raunt Eure Zaubersprüche, und verhelft Ihr mir zu Glück und Wohlleben, so will ich Euch zeitlebens die Hände unter die Schuhsohlen legen und

Euch wie eine Tochter pflegen bis an Euer Ende."

Die Alte sprach kein Wort weiter. Sie entzündete das Herdfeuer und warf getrocknete Kräuter in die Gluth. Dann holte sie ein großes Buch herbei, klemmte die Brille auf die Nase und begann eifrig zu lesen.

So verstrich geraume Zeit. Endlich brach Frau Barbe das Schweigen. „Gleich wird die Mittagsstunde schlagen. Tritt hierher, meine Tochter, und richte den Blick auf den Zeiger der Uhr. Sobald der Kukuk zum ersten Mal ruft, schließe die Augen und harre der Dinge, die da kommen. Hast du mich verstanden?"

„Ja."

Die Alte warf noch einen Bund dürren Krautes in das Feuer und murmelte einen Spruch. Da begann die Wanduhr zu schnarren, der Kukuk trat aus dem Pförtlein und rief, Suse aber schloß die Augen und stand starr und regungslos.

Plötzlich erklangen Pfeifen- und Saitentöne, und dazwischen brummte die Baßgeige.

Die ſchwarze Suſe war entrückt zu der Dorflinde, um die ſich das junge Volk im Reigen drehte. Sie ſchaute an ſich hinunter und nahm mit Freuden wahr, daß ſie ſtatt ihrer dürftigen Kleider ein ſtattliches Feſtgewand auf dem Leib trug. Ein ſchwarzes Mieder mit Silberſpangen geziert umwölbte ihren Buſen, und ein blauer, faltiger Rock fiel nieder bis zu den Zwickeln der weißen Strümpfe. Auf ihren glänzenden Bänderſchuhen aber prangten zwei Roſen aus rother Wolle gefertigt.

Die Mädchen ſteckten flüſternd die Köpfe zuſammen, als ſie die geputzte Gänſemagd erblickten, und durch die Reihen der Burſchen ging freudige Bewegung.

Da trat Einer hervor, das war der Lukas, des reichen Dachshofbauern einziger Sohn. Der faßte die ſchwarze Suſe bei der Hand und warf auf die Bühne der Spielleute einen Kronenthaler. Die Muſik rauſchte auf, und der Lukas ſchwang die ſchöne Dirne, daß ihre ſchwarzen Zöpfe im Kreis flogen und ihr der Athem faſt verging.

Als der Kehraus getanzt und die Luſtbarkeit zu Ende war, führte der Lukas die Suſe nach Hauſe. Unter der Thür küßte er ſie und ſprach: „Lange ſollſt du nicht mehr in der elenden Hütte hauſen. Gute Nacht, mein lieber Schatz. Morgen ſehen wir uns wieder.“

Und ein paar Tage darauf ging durch das Dorf die unglaubliche Mär: Des Dachshofbauern Lukas freit die ſchwarze Suſe und führt ſie als Bäuerin auf ſeinen Hof, und der alte Dachshofbauer hat Ja und Amen dazu geſagt.

Das war kein leeres Gerede. Die Gänſemagd wurde von ihrem zukünftigen Schwiegervater in einem mit Schimmeln beſpannten Wagen abgeholt, und die ſtolzen Dorfſchönen wurden vor Neid grün und gelb, als ſie das Unerhörte ſehen mußten. Am nächſten Sonntag ward das Brautpaar in der Kirche aufgeboten.

Der Hochzeitstag war da. Suſe mit der glitzernden Krone im ſchwarzen Haar ſah prächtig aus; das mußte ihr der Neid laſſen.

Und der junge Dachshofbauer ſchaute mit ſtolzem Auge auf ſeine ſchöne Braut.

Die Trauung war vorüber, und im Dachshof rüſtete man die Tiſche zum feſtlichen Hochzeitsmahl. Da erſchien eine Magd und rief die Braut hinaus. Eine fremde Frau begehre mit ihr zu ſprechen.

Unwillig begab ſich Suſe in den Hof. Dort ſtand auf ihren Krückſtock geſtützt die alte Barbe. „Nun mein Töchterchen," rief ſie freundlich der Braut entgegen, „biſt du mit mir zufrieden? Ich bin gekommen, um mich an deinem Ehrentag mit dir zu freuen. Komm, führe mich hinein, du ſchöne, glückliche Braut."

Die Braut aber zog die Stirn kraus und ſprach: „Geht in die Küche, Mutter. Ich ſchicke Euch Speiſe und Trank heraus; es ſoll Euch an nichts fehlen."

„Nein," ſagte die Alte, „ſo war's nicht gemeint. An der Hochzeitstafel will ich ſitzen, und zwar obenan. Das gebührt mir."

„Daraus wird nichts," entgegnete heftig die Braut, und das Blut ſtieg ihr heiß in

Wange und Stirn. „Daraus wird nichts. Im Bettlergewand wollt Ihr unter meinen Ehrengästen sitzen? Nichts da. Steht Euch der Platz bei den Mägden in der Küche nicht an, so hebt Euch hinweg.“ So sprach Suse und wies mit dem Zeigefinger nach dem Chor.

„Nimm dich in Acht, du hoffährtige Dirne,“ drohte die Alte, „und reize nicht meinen Zorn. Was ich gegeben habe, kann ich auch wieder nehmen.“

„Was?“ kreischte Suse. „Drohen willst du mir, drohen? Heda ihr Knechte, kommt heran und treibt mir die Hexe aus dem Hof!“

Da kicherte die Alte höhnisch, hob ihren Stab und gab der Braut einen Schlag. —

Suse fuhr empor.

Im Gewand der Gänsemagd stand sie im Stüblein der alten Barbe. Die Wanduhr schnarrte noch, und der Kukuk ließ eben zum zwölften Mal seinen Ruf ertönen; dann verstummte er, und die Uhr tickte weiter.

Die alte Frau nahm von der Nase die Brille, legte sie auf das zugeklappte Buch

und ſprach zu der betäubten Dirne: „Du wirſt dich wohl aufmachen müſſen, ſchwarze Suſe, um das Regenbogenſchüſſelein zu ſuchen. Ich will dich nicht länger halten. Gott befohlen!“

Bruder Klaus und die treuen Thiere.

Es war einmal ein frommer Einſiedel, den die Leute Bruder Klaus hießen. Im Schatten alter Eichen auf einer Waldwieſe ſtand ſeine Zelle, und drei Kameraden theilten mit ihm den engen Raum, ein Fuchs, ein Waldkater und ein Haſe. Er hatte die Thiere von ihrer früheſten Jugend an aufgezogen, und da war es ihm nicht ſchwer geworden ſie ſo aneinander zu gewöhnen, daß ſie wie Geſchwiſter aus einer Schüſſel aßen und auf einem Lager ſchliefen. Bruder Klaus lebte gerade nicht ſchlecht. Die umwohnenden Bauern verſorgten ihn

reichlich mit Speis und Trank, und daher litten auch die drei Thiere keinen Mangel.

Aber es kamen schlimme Zeiten. Mißwachs und Hagelschlag hatte die Erntehoffnung zu nichte gemacht, und die Liebesgaben der Landleute flossen spärlich. Am Ende, als der bleiche Hunger durch die Dorfgassen schlich, blieben die Spenden ganz aus, und der arme Einsiedel sah sich auf die Früchte des Waldes angewiesen. Aber die Holzäpfel und die Schlehen wollten ihm gar nicht behagen, und er magerte sichtlich ab.

Die Noth ihres Herrn ging den drei Thieren sehr zu Herzen, zumal da sie selber unter dem Mangel schwer zu leiden hatten. Am besten noch befand sich der Hase, denn in der Umgebung der Einsiedelei wuchs Gras und Klee in Menge, aber Kater und Fuchs vermißten schmerzlich die fetten Bissen, die ihnen Bruder Klaus vordem gereicht hatte, und sie begannen den Hasen mit scheelen Augen anzusehen.

Eines Tages, als der letztere im Bergklee seine Mahlzeit hielt, traten Fuchs und Kater

ſelbander vor den Einſiedel, und der Fuchs hob alſo an zu ſprechen:

„Lieber Vater! So kann es nicht länger fort gehen. Allzu lange ſchon entbehrſt du kräftiger Nahrung, und die Kutte ſchlottert bedenklich um deinen abgezehrten Leib. Wie wäre es, wenn wir den Langgeöhrten ſchlachteten und brieten. Ein ſaftiger Haſenrücken würde dir gut thun, und überdies iſt es ja der Haſen Beſtimmung, in der Pfanne zu ſchmoren.“

So ſprach der Fuchs. Aber Bruder Klaus runzelte die Stirn und ſprach zürnend:

„Mitnichten, du Arger. Der Haſe hat, wie ihr beide auch, Salz und Brot mit mir gegeſſen. Ferne ſei es von mir, das heilige Gaſtrecht in ſchnöder Weiſe zu verletzen. Hebet euch weg!“

Jetzt ergriff der Waldkater das Wort und ſprach ſchmeichelnd: „Deine Rede, mein Vater, klingt lieblich wie Harfenſaiten und Schalmeien. — Wie aber, wenn der Haſe ſelbſt ſich erböte, den Opfertod für dich zu leiden?“

„Dann freilich“ — — — sprach Bruder Klaus und zog die Schultern in die Höhe. „Aber das wird der Haſe wohl bleiben laſſen.“

Mit dieſen Worten entließ er die Thiere.

Am andern Morgen, als der Einſiedel eine Waſſerſuppe genoſſen und ſein Glöcklein geläutet hatte und ausruhend auf der Steinbank vor der Thür ſaß, kamen Fuchs, Kater und Haſe heran, ſtellten ſich vor der Bank auf und verneigten ſich. Dann nahm der Fuchs das Wort:

„Bruder Klaus, du biſt uns allezeit ein gütiger Herr geweſen und haſt jeden Biſſen mit uns getheilt. Darum erachten wir es für unſere Pflicht, dir jetzt, da du Noth leideſt, nach Kräften beizuſtehen und dein theures Leben zu friſten. Es iſt nothwendig, daß du Fleiſchnahrung zu dir nehmeſt. Vergönne mir, mein Vater, daß ich für dich in den Tod gehe. Hier ſtehe ich. Thu' mit mir nach deinem Gefallen.“

Da ſprach der Waldkater: „Freund, du ſprichſt wie ein Thor. Weißt du nicht, daß

Fuchsfleisch eine höchst ungesunde Speise ist? Willst du unsern Wohlthäter vor der Zeit unter den Rasen bringen?"

Der Fuchs seufzte tief auf. Bruder Klaus aber sprach gerührt: „Lebe, du treues Thier und freue dich deines Lebens."

Darnach erhob der Kater seine Stimme! „Wenn schon Einer von uns sein Leben lassen soll, so will ich der Eine sein. Herr, nimm mein Opfer an, ich bitte dich."

„So," sprach der Fuchs. „Glaubst du etwas besseres zu sein als ich, du ein fleischfressendes Krallenthier? Nein, Herr, das Fleisch dieses Maushundes, dem die Knochen allenthalben hervorstehen wie die Dornen am Schlehbusch, darfst du nimmermehr genießen."

„Geh' hin, mein Freund," sprach Bruder Klaus zu dem Kater. „Der Wille, nicht die Gabe macht den Geber. Ich danke dir. Dein Opfer nehme ich nicht an."

Jetzt, meinte der Hase, dürfe er, ohne sich den Vorwurf des Undanks zuzuziehen, hinter seinen beiden Gesellen nicht zurückbleiben,

zumal da er nicht zu befürchten habe, beim Wort genommen zu werden. Er verneigte sich also vor dem Einsiedel und sprach:

„Wenn ich auch zuletzt komme, so ist doch mein Eifer dir zu dienen nicht geringer, als der meiner Kameraden. Nimm mich hin, ehrwürdiger Vater; ich sterbe gern für Dich.“

Da fuhr Bruder Klaus mit dem Aermel seines härenen Gewandes über die feuchten Augen, beugte sich zu dem Hasen nieder und ergriff ihn bei den Ohren.

„Dir werde dein Wille, du treues Thier,“ sprach er und trug den Hasen in die Klause.

Nach einiger Zeit kam er zurück und hing den blutigen Hasenbalg auf einen Pfahl seines Zaunes zum Trocknen auf. In seinen Augen aber leuchteten Zähren der Rührung.

Am Abend gab es in der Klause Hasenpfeffer und am nächsten Mittag Hasenbraten mit Kraut, und unter dem Tisch saßen Fuchs und Kater und labten sich an den Knöchelchen, welche der Einsiedel den getreuen Thieren zuwarf.

Der verſchüttete Keller.

Ein durſtiges Märchen.

Es waren einmal drei gute Geſellen, kräftig und jung an Jahren und begabt mit einem geſunden Durſt. Die ſaßen in einer lauen Maiennacht im Garten des Adlerwirthes unter einem alten Kaſtanienbaum, der zur Frühlingsfeier tauſend weiße Kerzen aufgeſteckt hatte, und ſchauten betrübt in ihre Becher, die ſich nicht leeren wollten, denn der Wein, den ihnen der ſchnöde Wirth vorgeſetzt hatte, war matt und ſchmeckte nach dem Faßgebinde. Und weil ſie keine rechte Freude am Zechen hatten, ſo faßten ſie den Entſchluß, heute einmal zeitig ihr Lager aufzuſuchen, am

andern Morgen aber zu früher Stunde in das Gebirg hinauszuziehen, um sich am lenzfrischen Wald zu erbauen. Sie erhoben sich von der Holzbank, ließen die halbvollen Gläser stehen, sagten dem Wirth ein paar Worte der Mißbilligung, gingen heim und legten sich auf's Ohr.

Wirklich waren sie auch um Sonnenaufgang wieder munter. Sie gürteten ihre Lenden und wanderten, nachdem sie einen stärkenden Morgentrunk gethan, wohlgemuth in die grüne Welt hinein. Erst schritten sie auf der Heerstraße vorwärts, dann ging's durch grüne Saatfelder, über welchen unsichtbare Lerchen sangen, und schließlich nahm sie die dämmernde Halle des Buchenwaldes auf.

Die Vögel waren von der Tränke bereits wieder heimgekehrt und betrieben singend ihre Geschäfte. Die einen flickten an den Nestern, die anderen birschten auf Kerfe und Gewürme, der Specht hackte Holz mit dem Schnabel, und der Taugenichts Kukuk ging seinen Buhlschaften nach. Es war reges

Leben überall, und die drei Kameraden hatten ihre Freude daran, zumal da sie als Zecher und Nachtschwärmer ganz vergessen hatten, was für Herrlichkeiten der Wald an einem Maienmorgen zu bieten vermag.

Als sie nun so über den weichen, kühlen Waldboden hinschritten und aus allen Baumkronen das Schlagen der Finken erscholl, überkam sie selber die Lust zu singen, und weil ihnen nichts besseres einfiel, so sangen sie das Lied von der Lindenwirthin: „Keinen Tropfen im Becher mehr."

Aber ein Trinklied zu singen ohne Gaumenlabe, ist nicht klug gethan. Als der letzte Vers verklungen war, standen die drei Wanderer still, blickten sich verständnißinnig an und sprachen wie aus einem Munde: „Ich habe Durst." Das Lied hatte den in ihrem Innern schlummernden Dämon geweckt, und jetzt kam er die Kehle heraufgeklettert wie eine Katze oder ein Schornsteinfeger. Der Wald deuchte den drei Wanderern auf einmal ganz verändert. Die

aufstrebenden Aeste der Buchen erschienen ihnen wie Arme, die sich um einen Labetrunk flehend emporstreckten, die Tannen mit den niederhängenden Zweigen sahen aus wie Dürstende, denen der Wirthshausbesuch verwehrt ist, und die Sonne kam ihnen vor wie ein Spundloch, aus welchem statt kühler Labe ein höllenheißes Gebräu quillt.

Als sie so dastanden und Rath hielten, wie sie ihres Durstes ledig werden könnten, raschelte es im Laub, und aus dem Unterholz heraus kam ein kleiner, alter Mann, anzuschauen wie ein Waldzwerg oder Wichtlein. Es war aber kein Geist, sondern ein dürftiges Bäuerlein, welches im Holz Heilkräuter suchte und Wurzeln grub.

Der Alte kam den drei durstigen Knaben sehr gelegen. „Habt Ihr nichts zu trinken?" fragten sie ihn. Der Bauer schüttelte verneinend den grauen Kopf. „Wo ist das nächste Wirthshaus?" fragten sie wieder. Da wies der Mann mit dem Zeigefinger nach der Richtung, von welcher die Wanderer gekommen waren, und sprach: „In der

Stadt." Und die Durstgequälten blickten sich gegenseitig an und lächelten sauer.

Der Wurzelmann aber blinzelte listig mit den kleinen, grauen Augen und sprach: „Ihr Herren, wenn ihr mir etwas schenken wollt, so vermelde ich euch, was ich weiß, und wenn ein Glückskind unter euch ist, so gelangt ihr vielleicht zu einem Trunk, wie ihn kein König hat und kein Kaiser." Mit diesen Worten zog er seinen durchlöcherten Filzhut und hielt ihn den drei Kameraden hin. Sie warfen ihm ein paar Kupfermünzen hinein und der Wurzelmann hob an zu erzählen:

„In alten Zeiten ist hier herum eine Burg gestanden, wo, das weiß Niemand mehr zu sagen, denn nirgends finden sich Mauern oder Steintrümmer. Auf selbiger Burg hat ein Ritter gehaust, ein Schnapphahn, der Tag und Nacht auf der Lauer lag. Und wenn die Kaufleute mit ihren Gütern des Weges gezogen kamen, da stieß er von seinem Felsennest auf sie nieder wie der Habicht unter das Hühnervolk und nahm sich, was

ihm gefiel. Am meiſten war's ihm aber um den Wein zu thun, den die Kärrner in großen Stückfäſſern durch dieſes Thal führten — es heißt darum bis auf den heutigen Tag die Weinſtraße — und in ſeinem Keller hatte er ſiebenhundert Fäſſer lagern, gefüllt mit den edelſten, köſtlichſten Weinen. Später haben die Bauern dem Raubritter den rothen Hahn auf's Dach geſetzt, ihn ſelbſt ſammt ſeinen Spießgeſellen erſchlagen und die Burg zerſtört, daß kein Stein auf dem andern geblieben iſt. Den Keller aber haben ſie nicht finden können, und der liegt noch heute mit ſeinen Fäſſern verborgen unter Schutt und Erde; er iſt mit Büſchen und Bäumen überwachſen, und Niemand hat den Eingang finden können, obwohl ſchon Viele ausgezogen ſind, ihn zu ſuchen. Man erzählt auch, daß ſich vor der Kellerthür zu Zeiten eine Jungfrau zeige; das ſoll des alten Ritters Tochter ſein. Sie hat ein ſchlohweißes Gewand an und trägt am Gürtel einen Schlüſſelbund. Und wer ſich vor ihr nicht graut und ſie dreimal auf den

Mund küßt, der hat ſie erlöſt und bekommt ſämmtliche Weinfäſſer zum Lohn. — Und nun, ihr jungen Herren, verſucht euer Glück. Vielleicht findet ihr die weiße Jungfer und den verſchütteten Keller und dann laßt mir auch etwas von dem Ueberfluß zukommen."

So erzählte der alte Bauer, nahm den Korb, in welchen er ſeine Wurzeln und Kräuter ſammelte, vom Boden auf und verſchwand hinter den Büſchen.

Die ſeltſame Mär hatte in den drei Geſellen die Abenteuerluſt wachgerufen, ſo daß ſie ihres Durſtes ſchier vergaßen. An die weiße Jungfer mit dem Schlüſſelbund wollte keiner recht glauben, hingegen ſchien ihnen der verſchüttete Keller mit den uralten Weinen mehr als ein bloßes Hirngeſpinnſt, zumal da man in dem Waldgebirg ſchon manchen merkwürdigen Fund gemacht hatte, und je ſchöner ſich die durſtigen Brüder die Wunder des Kellerhortes ausmalten, deſto wahrſcheinlicher ward ihnen deſſen Vorhandenſein. Dazu rühmten ſie ſich eines feinen

Spürsinnes, wenn es galt, einen guten Tropfen ausfindig zu machen, und so beschloffen sie denn, ihr Glück zu versuchen. Der Erste wollte thalaufwärts, der Zweite thalabwärts wandern, der Dritte aber, der Bedächtige, sprach: „Ich werde mir die Sache überlegen," schüttelte seinen Kameraden beim Abschied die Hände und setzte sich unter eine Buche, um seinen Feldzugsplan zu entwerfen.

An der Stelle, wo er sich niedergelassen hatte, wuchs Sauerampfer. Er pflückte sich ein paar Blätter und schob sie in den Mund, das kühlte ihm den heißen Gaumen. Dann musterte er seine Umgebung. Ameisen und anderes Ungeziefer gab es nicht, seiner Leibesfülle spendete der Stamm der Buche genügenden Schatten, und der Boden war weich von Moos und Blättern. Da stieß er seinen Wanderstab in die Erde, hing den Hut darauf und streckte sich gemächlich aus. „Ich bin ein Sonntagskind," sprach er, „und wenn es der Himmel will, daß ich in den Keller gelange, so kommt die verwunschene

Jungfer und holt mich ab." Dann gähnte er und ſchlief ein.

Der erſte der drei Geſellen, welcher ſich thalaufwärts gewendet hatte, achtete ſorglich auf jede Bodenerhebung und hatte ein ſcharfes Auge auf etwaige Klüfte und Schründe. Auch verfolgte er mit den Blicken die Waldmäuſe und Eidechſen, die ſich von ſeinem Tritt aufgeſchreckt in ihre Spalten und Löcher flüchteten, und klopfte mit ſeinem Stock hie und da an den Berg, hoffend, daß hohles Klingen den verborgenen Keller verrathe. So zog er fürbaß eine Meile und darüber, und ſein Durſt ward nicht geringer. Das junge Laub der Buchen bildete noch kein dichtes Blätterdach, ſondern ein anmuthiges Gitter, durch welches die Mittagsſonne allenthalben blickte und ihre Strahlen bündelweiſe auf den Wandersmann herunterſtreute. Dazu wurde der Weg immer rauher und verwachſener. Wurzeln krochen wie braunes Gewürme über den Boden, und allerhand Geſtrüppe hakte ſich mit ſeinen Dornen in das Gewand des Abenteurers, ſo daß er

nur mühſam vorwärts ſchreiten konnte, aber er ging unverdroſſen weiter.

Und ſeine Ausdauer wurde belohnt. Nach einer weiteren Stunde ſtand der Dürſtende vor einer mit Moos und ſaftigen Kräutern bewachſenen Felswand, unter welcher ein lebendiges Brünnlein ſilberhell hervorquoll.

Da vergaß der Geſell Keller, Wein und weiße Jungfrau. Er that einen hellen Jauchzer, zog ein ledernes Trinkgefäß aus der Taſche und trank in langen Zügen das friſche Bergwaſſer, und es wollte ihn bedünken, daß er ſein Lebtag keinen beſſeren Trunk gethan. Dann ließ er ſich am Rand des Waſſers nieder, kühlte ſeine heißen Schläfen und trank von Neuem. Er hielt eine lange Raſt an der Quelle, und als er gelabt und geſtärkt von ihr ſchied, um den Heimweg anzutreten, ſang er in den abendkühlen Wald hinein:

Es iſt und bleibt das beſte Naß
Der Lautertrank der Wolke,
Er träufelt aus dem Himmelsfaß,
Zum Heil dem Menſchenvolke.

Der Herrgott hat ihn selbst gebraut;
Sein Segen für Gerechte thaut,
Für Sünder und für Zöllner,
Und Engel sind die Kellner.

Nach Wasser thäts den Ismael
Und nicht nach Wein gelüsten,
Es schrie das Volk von Israel
Nach Wasser in den Wüsten.
Der Reiche, wie geschrieben steht,
Bei Lazarus um Wasser fleht,
Als Engelein mit Schwänzen
Ihm Schwefelthee credenzen.

Du Wasser sollst gepriesen sein,
So lang mir lebt die Zunge,
Und schilt dich Einer Gänsewein,
Der ist ein dummer Junge.
Doch im Vertrau'n — ich säh' es gern,
Bliebst du dem Faß des Wirthes fern,
Wenn ich den Becher schwenke
Heut Abend in der Schenke.

Dem zweiten Abenteurer, welcher thalabwärts gewandert war, erging es anfangs ebenso wie dem ersten, am Schluß aber noch besser. Auch er fand den verschütteten Keller nicht, aber als er nach mehrstündiger Wanderung aus dem Wald in das Wiesenland gelangte, sah er aus blühenden Obstbäumen ein rothes Dach hervorleuchten, und

als er mit durstbeflügelten Schritten näher kam, gewahrte er über der Thür des Hauses ein Schild, auf welchem sich ein weißes Pferd bäumte, und darunter stand mit leuchtenden Buchstaben geschrieben: „Zum weißen Rößlein".

Da schwang der Gesell seinen Hut und ließ ein fröhliches Jauchzen erschallen, daß die Tauben, die vor der Schenke herumliefen, aufgeschreckt in die Höhe flatterten. In der Thüre aber ward eine schlanke Gestalt sichtbar, die hatte einen dicken, blonden Zopf um die Stirn gewunden und trug eine weiße Schürze, hinter deren Latz eine rothe Blume steckte. Die Dirne lächelte den wegemüden Burschen freundlich an, also daß auch er den Keller und die verwunschene Jungfrau vergaß.

Die Laube im Garten hinter dem Haus war schattig und kühl, und der Wein, den ihm die Magd brachte, war noch kühler, und als der Abenteurer die zweite Kanne vor sich stehen hatte, sang er mit heller Stimme:

Es liegt im wilden Wald verſteckt,
Von keines Menſchen Aug entdeckt,
Ein alter Ritterkeller.
In ſeiner weiten Wölbung ruht
Erpreßtes und geraubtes Gut,
Fünfhundertjährig Traubenblut,
Rheinwein und Muscateller.

Vermodert längſt iſt Reif und Faß,
Der Weinſtein aber hat das Naß
Ummauert mit Kryſtallen.
Ein Fräulein trägt den Schlüſſelbund,
Und nah'ſt du ihr zur rechten Stund
Und küßt ſie auf den bleichen Mund,
Erſchließt ſie dir die Hallen.

Es fletſcht die Zähne nicht zum Gruß
Ein rothgeäugter Cerberus,
Drum folge ſonder Zagen.
Und trittſt du in den Keller ein,
So ſind die Fäſſer alle dein,
Das Fräulein kriegſt du obendrein,
So melden alte Sagen.

Vergebens ſucht' ich ſtundenlang
Die Jungfer und den Kellergang,
Die Sonne wollte ſinken.
Da ſchritt ich heim fuchsteufelswild
Und fand ein Haus mit einem Schild,
Im Thor ein Mädel wie ein Bild,
Das thät mir freundlich winken.

Und als ich bei der Kanne saß,
Wie bald ich da den Wein vergaß
In den krystall'nen Kufen.
Bist du verzaubert, Jungfräulein,
Die mir credenzt den Labewein.
So sprich, du sollst entzaubert sein,
Noch eh die Hähne rufen.

Mittlerweile hatte auch der dritte Gesell, den wir schlafend unter einer Buche verlassen haben, sein Abenteuer zu bestehen, und das war das seltsamste.

Als er eine Weile geschlummert hatte, war es ihm, als berühre ihn eine Hand, und als er seine schläfrigen Augenlider hob, sah er vor sich eine von weißen Schleiern umflossene Gestalt, die einen Schlüsselbund am Gürtel trug, und er wußte, wen er vor sich hatte. Die Erscheinung winkte ihm mit der Hand, er erhob sich willig vom Boden und folgte der Jungfrau.

Aber das war ein mühsamer Weg. Es ging über Stock und Stein, Dickicht und Dorn, bald bergauf, bald bergab. Das verwunschene Fräulein schwebte leicht wie eine Nebelwolke über alle Hindernisse hinweg,

aber ihrem dicken Begleiter ging schier der Athem aus. „Ist's noch weit bis zum Keller?“ wollte er fragen, aber er brachte kein Wort aus der Kehle; es war ihm, als wenn seine Zunge ein mürber Zwieback wäre, der bei der leisesten Bewegung hätte brechen müssen. Endlich stand die weiße Jungfer vor einem Felsen stille, und als der keuchende Bursch herankam, sah er zu seiner Freude in dem Stein eine mit Eisenbändern beschlagene Thür.

Das Fräulein sah ihn fragend an, als ob sie der erlösenden Küsse gewärtig sei, aber der Abenteurer, dem jetzt mehr um Stillung seines Durstes als um Liebkosungen zu thun war, bedeutete ungeduldig der Jungfer durch Geberden, den Keller zu erschließen. Diese senkte traurig das schöne Haupt, suchte einen Schlüssel aus dem Bund hervor und hielt ihn an das Schloß der Kellerthür. Krachend sprang sie auf, und der durstige Gesell blickte in einen endlosen Raum, in welchem rechts und links eisenumreifte Fässer wie schlafende Ungethüme ruhten.

Wieder ſchaute das bleiche Frauenbild den Burſchen traurig an, der aber ſchritt lechzend auf das erſte Faß zu und beugte ſich zu demſelben nieder. „Mit dem Küſſen hat es Zeit,“ meinte er.

Das Faß war nicht tückiſch verſpundet ſondern mit einem Hahn verſehen. Den ergriff der Zechbruder mit kundiger Hand, und weil es ihm an einem Trinkgefäß mangelte, ſtellte er ſeinen Hut unter, dann drehte er den Hahn um. Ein goldbrauner Springquell ſprudelte hervor, und lieblicher Duft erfüllte das Kellergewölbe.

Gierig hob der Dürſtende den Hut zum Mund empor, da erdröhnte ein Donnerſchlag, Wein, Fäſſer, Keller und weiße Jungfer waren verſchwunden und ein grelles Licht blendete den Unſeligen. Als er um ſich blickte, fand er ſich unter der Buche, in deren Schatten er ſich vor ein paar Stunden gelagert hatte, aber auch der Schatten war verſchwunden und die Nachmittagsſonne ſchien dem Armen in den lechzenden Mund.

Da erhob er ſich unwirſch von ſeinem

Mooslager und ſah ſich nach ſeinen Gefährten um, aber die waren weit; der eine ſaß beim Waſſer, der andere ſaß beim Wein, er ſelber aber ſaß in der Sonne. Zum Glück ſtanden noch einige Sauerampferſtengel im Gras, mit denen der Aermſte ſeinen Durſt einigermaßen ſtillen konnte. Dann machte er ſich auf und lenkte heimwärts. Unterwegs ſang er nicht, aber ein Spruch, den er einmal in einem alten Pergamentband geleſen hatte, kam ihm jetzt in's Gedächtniß; derſelbe lautete ſo:

Ein gutes Ding zu jeder Stund
Das iſt ein ſtarker Glauben,
Doch fliegen in den off'nen Mund
Dir nie gebrat'ne Tauben,
Und wer da hofft, es regne Wein,
Der muß ein großer Narre ſein.

Der Königssohn und die Nachtigall.

Es war einmal ein Königssohn, den freute nichts so sehr auf Erden als der Gesang der Nachtigallen. Darum hielt er sich derselben eine Menge in goldenen Käfigen und pflegte und fütterte sie mit eigenen Händen.

Eines Morgens ritt er hinaus auf den Vogelfang, und ein Knecht folgte ihm, der Netz und Lockspeise trug. In der letzten Nacht waren die Knospen der Buchen aufgesprungen, und die zarten Blätter glänzten im Licht der Morgensonne wie grüne Seide. Anemonen schwankten vom Frühwind leis bewegt über der braunen Blätterstreu, und

von den grasigen Abhängen nickten gelbe Schlüsselblumen. — Es war ein wonnesames Reiten.

Im tiefen Wald sprang ein Quell, die Tränke des Waldgethiers. Dort stiegen die beiden Vogelsteller von den Pferden, führten die Thiere bei Seite und spannten das Garn aus. Schon gaben die Vögel in den Zweigen Laut, bunte Finken, rothbrüstige Gimpel und stahlblaue Meisen kamen herangeflattert, und in der Ferne ward der Ruf der Nachtigall vernehmbar.

Da auf einmal erscholl Gesang von menschlichen Lippen, die Vögel flohen erschreckt in das Dickicht, und der Fang war für diesmal vereitelt. Auf den Quell zugeschritten kam ein schmächtiges Dirnlein mit blassen Wangen und langen, braunen Zöpfen; in der Hand trug es einen irdenen Krug. Die Kleine sang ein Lied, wie es die Kinder in den Dorfgassen zu singen pflegen, aber sie sang es mit glockenreiner Stimme. Der Königssohn lauschte mit Wohlgefallen und verzieh der Sängerin, daß sie ihn um

den Fang gebracht. Er trat aus dem Gebüsch, das ihn bisher verborgen hatte, und grüßte das Mädchen mit freundlichem Anruf.

Die Dirne erschrak, als plötzlich der Königsknabe vor ihr stand; sie wollte sich wenden, um in den Wald zu fliehen, aber der Prinz bat sie zu bleiben und ihm einen Trunk aus ihrem Krug zu gönnen. Sie bückte sich zum Wasser nieder, schöpfte und bot dem Königssohn den kühlen Lauterborn, und während er mit tiefen Zügen trank, hob sie ihre Lider und ließ die Augen über die jugendliche Kraftgestalt schweifen. Er dankte, gab den Krug zurück und ließ sein Roß vorführen. Als er schon im Sattel saß, neigte er sich noch einmal zu dem blassen Kind und strich ihm mit der weißen Hand über den Scheitel. Dann ritt er von hinnen.

Sie schaute ihm nach, bis die Reiter hinter den Stämmen verschwunden waren. Dann saß sie auf einen Stein nieder und starrte in das Wasser. Die Sonne stieg höher, und die Gewalt ihrer Strahlenwärme sprengte tausend Knospen.

„Ach, daß ich eine Nachtigall wäre!“ ſprach das Mädchen vor ſich hin. „Ich ließe mich von ihm fangen, er trüge mich in ſein Schloß, und ich könnte ihn alle Tage ſehen.“

„Eine Nachtigall möchteſt du werden?“ ließ ſich eine Stimme vernehmen, und vor der Dirne ſtand eine uralte Frau, die in der runzeligen Rechten einen Krückſtock trug.

„Alſo, eine Nachtigall willſt du werden?“ fragte die Alte noch einmal. „Das läßt ſich machen. Ich will dich durch meine Kunſt verwandeln. Am Tag ſollſt du eine Nachtigall ſein und in der Nacht ein Mägdlein. Willſt du?“

„Ja Mutter, ich will.“

„Zum Lohn aber,“ fuhr die Alte fort, „mußt du mir zehn Jahre aus deinem Leben geben. Willſt du auch das?“

„Ja,“ ſprach das arme Kind freudig.

„Nun, ſo folge mir in meine Hütte; ſie iſt nicht allzu fern. Ich will dir ein kräftiges Tränklein eingeben.“ So ſprach die Hexe und führte das Mädchen tiefer in den Wald.

Als der Königssohn am nächsten Tag wieder zu der Tränke kam, schlug im Hag eine Nachtigall so schön, wie er noch keine zuvor gehört hatte. Er stellte sein Garn, die Sängerin kam heran geflattert, aber anstatt auf die Lockspeise einzufallen, flog sie dem Königssohn auf die Hand, und so ward sie sein.

Er trug die Nachtigall nach Hause, setzte sie in einen prächtigen Käfig und freute sich an ihrem wunderbaren Schlag. Den übrigen Vögeln aber, die er gefangen gehalten, gab er die Freiheit, denn ihr Singen achtete er jetzt nicht höher als Sperlingsgezwitscher. Am Ende gewann er die Nachtigall so lieb, daß er sich gar nicht mehr von ihr trennen konnte. Wo er ging und stand, war auch die Nachtigall, und wenn er ausritt, saß sie auf seiner Schulter. Unermüdlich schlug sie von Morgen bis Abend, Nachts aber, wenn sie den Königssohn in Schlaf gesungen hatte, nahm sie ihre menschliche Gestalt an, saß an seinem Bett und betrachtete ihren Liebling. Fingen dann die Hähne an zu krähen,

so ward das Mädchen wieder zur Nachtigall und weckte den Königssohn mit ihrem Lied.

Eines Tages ließ die alte Königin den Prinzen zu sich rufen und sprach zu ihm: „Mein lieber Sohn! Im nächsten Monat wirst du achtzehn Jahre alt, und dann wirst du zum König gekrönt. Zu einem König aber gehört eine Königin. Darum habe ich dir eine Prinzessin ausgesucht, schön und tugendhaft wie keine zweite unter der Sonne, und als Mitgift bekommt sie ein halbes Königreich. Das ist auch etwas. Morgen trifft sie ein, und in drei Tagen soll die Hochzeit sein. Ist dir's so recht?"

„Ja, Frau Mutter," sprach der Königssohn und ging zu seiner Nachtigall.

Am andern Tag kam die Prinzessin in einer gläsernen Kutsche angefahren. Die Königin stand mit ihrem Sohn und dem ganzen Hofstaat vor dem Schloßthor, und der Prinz hob seine schöne Braut aus dem Wagen. Wie ein Waldbach rauschte die lange Seidenschleppe hinter ihr her. Droben im Königssaal war ein herrliches Mahl

gerüstet, Pauken und Trompeten schallten, und der Prinz saß neben seiner Braut und freute sich über ihre Schönheit und ihren Verstand.

Als er am Abend seine Gemächer betrat, erschrak er; zum ersten Mal hatte er vergessen für seine Nachtigall zu sorgen, und der arme Vogel saß stumm und traurig im Bauer und ließ die Flügel hängen. Als aber der Königssohn sein Lager aufgesucht hatte, sang sie schöner denn je, und der Prinz schlief ein und träumte von seiner Braut. Einmal erwachte er; es war ihm gewesen, als ob ein heißer Tropfen auf seine Stirn gefallen sei, aber der Schlaf übermannte ihn sogleich wieder, und er träumte weiter.

Am folgenden Tag, als bei erneutem Fest der Hof versammelt war, sprach die Prinzessin zu ihrem Bräutigam: „Man sagt, du hegest eine kostbare Nachtigall. Willst du mich ihre Stimme nicht einmal hören lassen?" Und der Prinz befahl einem Diener, den Käfig mit dem Vogel herbei zu bringen.

Die Nachtigall aber saß stumm auf der Stange und barg den Kopf unter dem Flügel. Erst als ihr Herr das Thürlein öffnete, flog sie ihm auf die Hand und hob an zu singen.

Die Herren und die Frauen hielten den Athem an und lauschten. Solchen Gesang hatten sie noch nie vernommen. Sie hörten den Frühlingswind durch die Baumkronen wehen, das Rauschen der Quellen und dazwischen sehnsüchtige Liebesklage. — Arme Nachtigall!

Die Prinzessin trat an ihren Verlobten heran, legte die Hand auf seinen Arm und sprach: „Lieber, schenke mir die Nachtigall. Es ist die erste Bitte, die ich an dich richte.“ Und der Königssohn nickte. „Nimm sie hin, sie ist dein.“

Da schlug die Nachtigall mit den Flügeln und erhob nochmals ihre Stimme. Was sie sang, klang wie Jammern eines gequälten Herzens. Plötzlich verstummte sie und flatterte gelähmt von der Hand des Königssohns zu Boden.

„Das Herz iſt ihr zerſprungen," ſprach Einer, und das Hofgeſinde drängte ſich heran. Aber tödtliches Entſetzen überkam die Menge, denn auf dem Eſtrich vor dem Brautpaar lag kein Vogel, ſondern eine ſchöne Mädchenleiche, auf deren bleichen Lippen ein Blutstropfen ſtand.

Die Gäſte zerſtoben wie eine Taubenſchaar, unter die ein Falk geſtoßen. Die Braut rief ihre Diener und fuhr von dannen. Die alte Königin aber befahl in loderndem Zorn, den Leichnam der Zauberin, die ihren Sohn mit Teufelskünſten beſtrickt, dem Feuer zu übergeben.

Der Leib der Unglücklichen wurde vom Henker verbrannt, aber der Aſche entſtieg ein Hollunderbaum mit duftenden Blüthendolden. Daraus erkannte das Volk, daß das Mädchen keine Hexe geweſen und zur Seligkeit eingegangen ſei.

Von dem Königsſohn aber war ſeit jener Zeit aller Frohmuth gewichen. Vom Frühlicht bis zur Dämmerung ſaß er unter dem

Hollunderbaum und verzehrte sich langsam. Eines Abends fanden sie ihn daselbst todt liegen, und drei Tage darnach war auch der Baum verdorrt.

Die befreiten Seelen.

Vor der Seebachmühle hielt ein junger Stadtherr mit Angelruthe und Kegel und sprach einen alten Mann an, der vor der Thür saß: „Ihr seid der Müller, nicht wahr? Ich hätte Lust Forellen zu angeln. Was verlangt Ihr für die Erlaubniß?“

„Wollt Ihr im Ober- oder im Untersee fischen?“ fragte der Alte.

„Im Obersee.“

„Das kostet nichts.“

„Schön Dank.“

Der junge Fischer ging mit geschwinden Schritten dem Bach entgegen, welcher dem höher gelegenen See entfloß, und der Alte

sah ihm mit listigem Augenblinzeln nach. Dann rückte er den hölzernen Stuhl aus dem Schatten und ließ sich die wärmende Morgensonne auf den kahlen Kopf scheinen. So saß er wohl eine Stunde lang, da kam der Angler wieder zurück; er sah sehr verdrossen aus.

„Nun?" fragte der Müller.

„Nichts habe ich gefangen," erwiderte unwirsch der Stadtherr.

„Natürlich," kicherte der Alte. „Fische fangen, wo keine sind, das kann nicht einmal der heilige Petrus. Und im Obersee giebt's keine Fische."

„Das hättet Ihr mir gleich sagen sollen."

„Warum seid Ihr so eilig davon gerannt. Aber jetzt kommt mit mir an den Untersee. Dort werdet Ihr reichlich entschädigt werden. Und zu Mittag soll Euch meine Enkelin die Fische blau sieden, und ein guter Trunk ist in der Seebachmühle auch zu haben."

Gegen Mittag kam der Alte mit dem Fremden zurück und letzterer sah sehr vergnügt drein. „Gebt mir die Fische," sprach

der Müller, „und ſetzt Euch auf die Bank bis die Mahlzeit gerichtet iſt.“ Er trug den reichen Fang in das Haus und nahm dann Platz neben ſeinem Gaſt.

Der junge Stadtherr ſtreckte behaglich ſeine beſtiefelten Beine aus und reckte die Arme. „Wie kommt's denn, Alter,“ fragte er, „daß es im Oberſee keine Fiſche giebt?“

„Das will ich Euch berichten,“ entgegnete der Müller. „Kein Menſch auf Erden weiß das beſſer als ich. Aber Ihr müßt mir verſprechen, reinen Mund zu halten.“ Seine grauen Augen funkelten ſeltſam, und mit gedämpfter Stimme begann er zu erzählen:

„Heutzutage läßt er ſich nicht mehr blicken, aber noch vor dreißig Jahren konnte man ihn in mondhellen Nächten am Oberſee ſitzen ſehen, und er war nicht ſo arg, als man ihn verſchrien hatte.“

„Von wem ſprecht Ihr?“ fragte der Fremde.

„Ei, von meinem Dutzbruder, dem Waſſer-

mann. Ich fing ihn im Netz und hielt ihn für einen Hecht. Aber als ich ihn an's Ufer gebracht hatte, verwandelte er ſich in einen Mann mit langen Zähnen und grünen Haaren und bat mich winſelnd um Erbarmen. Was war da zu machen? Ich löſte ihn aus den Maſchen, und dann wurden wir Freunde und tranken Brüderſchaft mit einander."

„Ihr habt mit dem Waſſermann Brüderſchaft getrunken?" fragte der Gaſt und ſah den alten Müller mißtrauiſch von der Seite an.

„So iſt es, und ich habe nie einen luſtigeren Kameraden gehabt. Eines Tages lud er mich zu Tiſch. Zuvor gab er mir ein Oelfläſchchen, und mit dem Oel mußte ich meinen Leib ſalben. Dann fuhren wir hinunter in den See wohl fünfzig Klafter tief. Unten aber geleitete mich mein Kamerad in ſein Haus, und dann ging's zur Mahlzeit. Schöne Nixen mit ſchillernden Augen trugen die dampfenden Schüſſeln auf, und ſchnalzten mit den ſchuppigen Schwänzen, daß es eine Luſt war. Und Fiſche aller Art ſpiel-

ten uns zu Häupten wie hier oben die Schwalben und die Schmetterlinge.

Als wir uns geſättigt hatten, führte mich der Waſſermann in einen Saal. Da ſtanden irdene Töpfe hundert und mehr, und in jedem Topf war ein Ticken vernehmbar wie von einer Wanduhr. „Das ſind die Seelen der Menſchen, die im See ertrunken ſind," erklärte mein Wirth, und mir fuhr ein Schauer über den ganzen Leib. Es war aber auf jedem Topf der Name des Ertrunkenen geſchrieben, und mehr als einer war mir bekannt.

Eine Woche ſpäter war Kirchtag in Seedorf, und der Waſſermann verſäumte nie einen Kirchweihtanz. Da ſalbte ich meinen Leib mit dem zauberkräftigen Oel und tauchte in den See, denn als Chriſtenmenſch hielt ich's für meine Pflicht die gefangenen Seelen zu erlöſen. Glücklich fand ich den Weg zu dem Haus des Waſſermanns und kam in den Saal, wo die Töpfe ſtanden. Wie Luftblaſen ſtiegen die armen Seelen in die Höhe, als ich die Deckel hob, und ich hob ſie alle bis auf einen. Dann ſperrte ich in jeden Topf

einen Fiſch und machte, daß ich auf das Trockene kam.

Am nächſten Abend, als der Mond in's Waſſer ſchien, legte ich mich auf die Lauer. Da ſah ich ihn, den Waſſermann meine ich, wie er mit einer Weidenruthe ingrimmig in den See ſchlug; dazu ſchrie er:

„Forelle, Hecht und Aal,
Packt euch allzumal!
Fort ihr Seelenfreſſer,
Fort aus meinem Gewäſſer!“

„Ich ſchlich mich näher heran und ſah, wie die Fiſche, die blinkenden Rücken aneinander gedrängt, den Bach hinunter flohen bis in den Unterſee. Und ſeit jenem Tag iſt der Oberſee leer von Fiſchen. Der Waſſermann duldet in ſeinem Gebiet keinen einzigen mehr, weil er meint, ſie haben ihm die Seelen aufgefreſſen. Ueber den Unterſee aber hat er keine Gewalt; das macht der Bildſtock am Ufer.“

„Und iſt der Waſſermann nicht hinter Eure Schliche gekommen?“ fragte der Fremde.

„Das fürchte ich eben,“ verſetzte der Alte.

„Und ich hüte mich wohl dem Oberſee nahe zu kommen. Aber es hilft alles nichts. Einmal muß ich doch noch hinunter, um die letzte Seele zu befreien, die ich damals vergeſſen habe.“

„Was war das für eine Seele?“

Der Alte ſtockte. Endlich ſprach er ſcheu: „Es war die Seele einer bitterböſen Frau, und weil ſie mir das Leben zur Hölle gemacht, bevor ſie im See ertrank, ſo wollte ich ſie noch eine Weile unter dem Topf zappeln laſſen.“

Der Stadtherr ſchauderte. Der alte Müller aber erhob ſich von ſeinem Sitz, legte den Finger auf den Mund und ging in's Haus.

Jetzt erſchien auf der Thürſchwelle ein hübſches blondgezöpftes Mädchen mit weißer Schürze und meldete, die Fiſche ſeien angerichtet. „Gelt,“ ſetzte ſie hinzu, „der Großvater hat Euch allerhand närr'ſches Zeug erzählt? Der Arme iſt vor zwei Jahren in das Mühlenwehr gerathen und mit knapper Noth herausgezogen worden. Seit der Zeit iſt es hier“ — ſie tippte mit dem Finger auf

die Stirn — „nicht ganz richtig mit ihm, aber er thut Niemandem etwas zu Leide.“

Darauf führte sie den hungrigen Gast in das Haus, und dieser labte sich an den blaugesottenen Forellen und an dem kühlen Landwein, den ihm die Schöne einschenkte. Der alte Müller kam nicht mehr zum Vorschein.

Als der Fremde im nächsten Sommer wieder in der Seemühle vorsprach, trug das blonde Mädchen ein schwarzes Gewand; sie trauerte um den Großvater, der im Obersee ertrunken war.

„In der letzten Zeit,“ sprach sie mit nassen Augen, „war er ganz verwirrt und sprach immer von seiner Schwiegermutter, die er erlösen müsse. — — — Gott sei seiner armen Seele gnädig!“

Das Wechſelkind.

Vor ſieben Jahren hatte dem reichen Lindenmüller die Hochzeitsglocke geklungen; ſein Weib war das ſchönſte und ſtattlichſte im Gau, aber es ſchien, als ob der Kinderſegen ausbleiben wolle. Endlich kam er doch. Eine Wallfahrt zu dem wunderthätigen Gnadenbild in Zell und ein ſilbernes Weihgeſchenk in Geſtalt eines Wickelkindes hatten den gehofften Erfolg, und ein Jahr nach dem Bittgang ſchallte in das Geklapper der Mühle das Schreien eines Neugebornen.

Ein ſo ſchöner, kräftiger Bub wie der kleine Lindenmüller war noch nicht da-

gewesen, und der frohe Vater gab den Nachbarn ein Kindelbier, davon sprachen die Leute vierzehn Tage lang.

Leider aber wurde die Freude des Müllers und seiner Frau bald getrübt. Das Kind wurde nämlich von Tag zu Tag häßlicher. Sein Kopf schwoll an wie ein Kürbis, sein Mund dehnte sich immer breiter, und die Augen hatten einen blöden Ausdruck angenommen. Dazu quiekte es Tag und Nacht wie ein Ferkel und war schier nicht zu sättigen.

„Dem Kind ist etwas angethan worden," klagte die Mutter, und auch die Weiber der Nachbarn schüttelten bedenklich die Köpfe, wenn sie das mißgestaltete Wesen sahen.

Nun lebte in einem entfernten Dorf eine alte, weise Frau, die schon manchmal Rath geschafft hatte, wo Niemand helfen konnte. Die holte der Lindenmüller in einem Korbwägelein herbei, und nachdem sie mit Speise und Trank gelabt worden war, führte man sie zu der Wiege. Die weise Frau hob das Kind aus den Betten und betrachtete es genau. Dann winkte sie den Eltern und

verließ mit ihnen die Kammer, wo das Kind lag.

„Es ist kein Zweifel," hob sie draußen an, „daß Euer Kind verwechselt worden ist. Wahrscheinlich habt Ihr einmal die Nachtlampe ausgehen lassen, und das hat ein Unhold benutzt, um Euch den Wechselbalg in die Wiege zu legen."

Die Müllerin brach in lautes Weinen aus, als sie das vernahm, und der Müller sah bestürzt drein.

„Ich hab' mir's längst gedacht," jammerte die arme Mutter, „daß dieses nicht mein Kind ist. O was war das meinige für ein herziger Bub mit seinen klaren Guckäugelein, und was für ein Scheusal ist der Balg in der Kammer!"

„Beruhigt Euch," mahnte die Alte. „Und vor allen Dingen haltet das Wechselkind gut, denn wie es ihm bei Euch ergeht, so geht es Eurem Kind bei den Unterirdischen, die es gestohlen haben. Auch ist Hoffnung vorhanden, daß Ihr wieder zu dem Eurigen kommt. Von meiner Großmutter her

weiß ich, was man in ſolchen Fällen zu thun hat.

Vor Jahren iſt es einer Wöchnerin grade ſo ergangen wie Euch. Da hat die Frau das Kind in die Küche getragen, hat Feuer angezündet und den Braukeſſel über die Flamme gehängt. Dann hat ſie halbe Eierſchalen genommen und hat ſie mit Brauzapfen verſehen, als ob ſie in den Schalen Bier brauen wolle. Wie das Wechſelkind ſolches geſehen, hat es vor Erſtaunen die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen und ausgerufen:

„Ich bin ſo alt
Wie der Böhmerwald,
Das aber hab' ich noch nie geſchaut,
Daß man Bier in Eierſchalen braut."

Darauf iſt der Balg verſchwunden, und der Mutter hat das echte Kind im Schooß gelegen."

So erzählte die weiſe Frau, und darauf ward beſchloſſen ein Gleiches zu thun. „Wartet aber bis zum Abend," rieth die Alte; „wenn die Glocke zum Gebet läutet, dann

ten uns zu Häupten wie hier oben die Schwalben und die Schmetterlinge.

Als wir uns gesättigt hatten, führte mich der Wassermann in einen Saal. Da standen irdene Töpfe hundert und mehr, und in jedem Topf war ein Ticken vernehmbar wie von einer Wanduhr. „Das sind die Seelen der Menschen, die im See ertrunken sind," erklärte mein Wirth, und mir fuhr ein Schauer über den ganzen Leib. Es war aber auf jedem Topf der Name des Ertrunkenen geschrieben, und mehr als einer war mir bekannt.

Eine Woche später war Kirchtag in Seedorf, und der Wassermann versäumte nie einen Kirchweihtanz. Da salbte ich meinen Leib mit dem zauberkräftigen Oel und tauchte in den See, denn als Christenmensch hielt ich's für meine Pflicht die gefangenen Seelen zu erlösen. Glücklich fand ich den Weg zu dem Haus des Wassermanns und kam in den Saal, wo die Töpfe standen. Wie Luftblasen stiegen die armen Seelen in die Höhe, als ich die Deckel hob, und ich hob sie alle bis auf einen. Dann sperrte ich in jeden Topf

einen Fiſch und machte, daß ich auf das Trockene kam.

Am nächſten Abend, als der Mond in's Waſſer ſchien, legte ich mich auf die Lauer. Da ſah ich ihn, den Waſſermann meine ich, wie er mit einer Weidenruthe ingrimmig in den See ſchlug; dazu ſchrie er:

„Forelle, Hecht und Aal,
Packt euch allzumal!
Fort ihr Seelenfreſſer,
Fort aus meinem Gewäſſer!“

„Ich ſchlich mich näher heran und ſah, wie die Fiſche, die blinkenden Rücken aneinander gedrängt, den Bach hinunter flohen bis in den Unterſee. Und ſeit jenem Tag iſt der Oberſee leer von Fiſchen. Der Waſſermann duldet in ſeinem Gebiet keinen einzigen mehr, weil er meint, ſie haben ihm die Seelen aufgefreſſen. Ueber den Unterſee aber hat er keine Gewalt; das macht der Bildſtock am Ufer.“

„Und iſt der Waſſermann nicht hinter Eure Schliche gekommen?“ fragte der Fremde.

„Das fürchte ich eben,“ verſetzte der Alte.

„Und ich hüte mich wohl dem Oberſee nahe zu kommen. Aber es hilft alles nichts. Einmal muß ich doch noch hinunter, um die letzte Seele zu befreien, die ich damals vergeſſen habe.“

„Was war das für eine Seele?“

Der Alte ſtockte. Endlich ſprach er ſcheu: „Es war die Seele einer bitterböſen Frau, und weil ſie mir das Leben zur Hölle gemacht, bevor ſie im See ertrank, ſo wollte ich ſie noch eine Weile unter dem Topf zappeln laſſen.“

Der Stadtherr ſchauderte. Der alte Müller aber erhob ſich von ſeinem Sitz, legte den Finger auf den Mund und ging in's Haus.

Jetzt erſchien auf der Thürſchwelle ein hübſches blondgezöpftes Mädchen mit weißer Schürze und meldete, die Fiſche ſeien angerichtet. „Gelt,“ ſetzte ſie hinzu, „der Großvater hat Euch allerhand närr'ſches Zeug erzählt? Der Arme iſt vor zwei Jahren in das Mühlenwehr gerathen und mit knapper Noth herausgezogen worden. Seit der Zeit iſt es hier“ — ſie tippte mit dem Finger auf

die Stirn — „nicht ganz richtig mit ihm, aber er thut Niemandem etwas zu Leide.“

Darauf führte sie den hungrigen Gast in das Haus, und dieser labte sich an den blaugesottenen Forellen und an dem kühlen Landwein, den ihm die Schöne einschenkte. Der alte Müller kam nicht mehr zum Vorschein.

Als der Fremde im nächsten Sommer wieder in der Seemühle vorsprach, trug das blonde Mädchen ein schwarzes Gewand; sie trauerte um den Großvater, der im Obersee ertrunken war.

„In der letzten Zeit,“ sprach sie mit nassen Augen, „war er ganz verwirrt und sprach immer von seiner Schwiegermutter, die er erlösen müsse. — — — Gott sei seiner armen Seele gnädig!“

Das Wechſelkind.

Vor ſieben Jahren hatte dem reichen Lindenmüller die Hochzeitsglocke geklungen; ſein Weib war das ſchönſte und ſtattlichſte im Gau, aber es ſchien, als ob der Kinderſegen ausbleiben wolle. Endlich kam er doch. Eine Wallfahrt zu dem wunderthätigen Gnadenbild in Zell und ein ſilbernes Weihgeſchenk in Geſtalt eines Wickelkindes hatten den gehofften Erfolg, und ein Jahr nach dem Bittgang ſchallte in das Geklapper der Mühle das Schreien eines Neugebornen.

Ein ſo ſchöner, kräftiger Bub wie der kleine Lindenmüller war noch nicht da-

gewesen, und der frohe Vater gab den Nachbarn ein Kindelbier, davon sprachen die Leute vierzehn Tage lang.

Leider aber wurde die Freude des Müllers und seiner Frau bald getrübt. Das Kind wurde nämlich von Tag zu Tag häßlicher. Sein Kopf schwoll an wie ein Kürbis, sein Mund dehnte sich immer breiter, und die Augen hatten einen blöden Ausdruck angenommen. Dazu quiekte es Tag und Nacht wie ein Ferkel und war schier nicht zu sättigen.

„Dem Kind ist etwas angethan worden," klagte die Mutter, und auch die Weiber der Nachbarn schüttelten bedenklich die Köpfe, wenn sie das mißgestaltete Wesen sahen.

Nun lebte in einem entfernten Dorf eine alte, weise Frau, die schon manchmal Rath geschafft hatte, wo Niemand helfen konnte. Die holte der Lindenmüller in einem Korbwägelein herbei, und nachdem sie mit Speise und Trank gelabt worden war, führte man sie zu der Wiege. Die weise Frau hob das Kind aus den Betten und betrachtete es genau. Dann winkte sie den Eltern und

verließ mit ihnen die Kammer, wo das Kind lag.

„Es iſt kein Zweifel," hob ſie draußen an, „daß Euer Kind verwechſelt worden iſt. Wahrſcheinlich habt Ihr einmal die Nachtlampe ausgehen laſſen, und das hat ein Unhold benutzt, um Euch den Wechſelbalg in die Wiege zu legen."

Die Müllerin brach in lautes Weinen aus, als ſie das vernahm, und der Müller ſah beſtürzt drein.

„Ich hab' mir's längſt gedacht," jammerte die arme Mutter, „daß dieſes nicht mein Kind iſt. O was war das meinige für ein herziger Bub mit ſeinen klaren Guckäugelein, und was für ein Scheuſal iſt der Balg in der Kammer!"

„Beruhigt Euch," mahnte die Alte. „Und vor allen Dingen haltet das Wechſelkind gut, denn wie es ihm bei Euch ergeht, ſo geht es Eurem Kind bei den Unterirdiſchen, die es geſtohlen haben. Auch iſt Hoffnung vorhanden, daß Ihr wieder zu dem Eurigen kommt. Von meiner Großmutter her

weiß ich, was man in solchen Fällen zu thun hat.

Vor Jahren ist es einer Wöchnerin grade so ergangen wie Euch. Da hat die Frau das Kind in die Küche getragen, hat Feuer angezündet und den Braukessel über die Flamme gehängt. Dann hat sie halbe Eierschalen genommen und hat sie mit Brauzapfen versehen, als ob sie in den Schalen Bier brauen wolle. Wie das Wechselkind solches gesehen, hat es vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen:

„Ich bin so alt
Wie der Böhmerwald,
Das aber hab' ich noch nie geschaut,
Daß man Bier in Eierschalen braut."

Darauf ist der Balg verschwunden, und der Mutter hat das echte Kind im Schooß gelegen."

So erzählte die weise Frau, und darauf ward beschlossen ein Gleiches zu thun. „Wartet aber bis zum Abend," rieth die Alte; „wenn die Glocke zum Gebet läutet, dann

beginnt das Werk. Um dieſe Zeit ſind die Unholde machtlos.“

Die Müllerin that, wie die weiſe Frau gerathen hatte. Als der Schall des Aveglöckleins durch die Luft zitterte, trug ſie das Kind zum Herd und begann das ſeltſame Werk. Aber entweder war das Kind doch kein Wechſelbalg, oder es hatte als ſolcher ſchon einmal zugeſehen, wie Bier in Eierſchalen gebraut wurde; es ſtarrte mit ſeinen glaſigen Fiſchaugen in das Feuer und erhob dann ohne jeden Grund ſein häßliches Geſchrei.

Alſo der Verſuch war mißlungen. Die weiſe Frau reiſte unverzüglich wieder ab, und in der Mühle war Kümmerniß und Trauer.

Die Alte hatte gerathen, das Kind gut zu halten, und das geſchah auch. Die Müllerin ließ es dem Wurm an nichts fehlen; weil es ihr aber vor dem häßlichen Ding graute, ſo überließ ſie ſeine Pflege gegen guten Lohn einer jungen Magd, die mit großer Geduld begabt war.

Eines Abends saß die Magd unter dem Lindenbaum vor der Mühle; neben ihr lag in einem Korb das Kind Da kam einer der Mühlknappen auf sie zu, ein hübscher, starker Bursch. Er trug nicht mehlbestäubte Kleider, sondern sein hellblaues Festgewand, denn er war in der Stadt auf dem Jahrmarkt gewesen. In der Hand hielt er vorsichtig ein großes, zuckernes Herz, auf dem ein Spruch geschrieben stand. Er konnte ihn zwar nicht lesen, aber das that nichts.

„Guten Abend, Lene," sprach der Ankömmling zu der Kindsmagd, „und hier hab' ich dir etwas mitgebracht."

Die hübsche Dirne wurde roth und nahm dem Burschen das Herz aus der Hand. „Schön' Dank," sprach sie.

Der Mühlknappe zog die Augenbrauen zusammen. „Ist das Alles?"

„Ja, das ist Alles."

„Aber du hast mir schon lange einen Kuß versprochen, und jetzt wäre die schönste Gelegenheit dazu. Es sieht's Niemand außer

dem Wurm da, und der erzählt's nicht weiter. Komm' her, Lenchen!"

„Faß mich nicht an, oder ich schrei!"

„Das Schreien will ich dir schon wehren," lachte der Bursch, umschlang das Mädchen und wollte ihr den Mund mit Küssen verschließen. Aber die Dirne wand sich los und schrie Zeter und Mordio.

In der Hausthür erschien die entrüstete Müllerin, und von ihrem strafenden Blick getroffen, schlich sich der Knappe von hinnen.

Da geschah ein Wunder. Der Wechselbalg richtete sich in seinem Korb empor, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief:

„Ich bin so alt
Wie der Böhmerwald,
Doch hab' ich nimmer erlebt bis heut,
Daß eine Magd beim Küssen schreit."

Sprach's und schlüpfte wie eine Wasserratte in den Mühlgraben. An seiner Stelle aber lag ein wohlgestaltetes Kind, welches die kleinen Arme nach der Müllerin ausstreckte.

Die helle Freude hielt ihren Einzug in die Lindenmühle, und der Magd, die so wacker geschrieen hatte, schenkte der Müller eine Metze voll Thaler. Da heirathete sie den Mühlknappen und schrie in Zukunft nicht mehr, wenn er sie küßte.

Die Salige.

Das große Sterben war in's Thal gekommen, von Wälſchland her, ſagten die Leute, wo die Todten ungezählt auf der Wahlſtatt lagen. Unaufhörlich ſchallte das Sterbeglöcklein, bis es eines Tages verſtummte. Der Meßner hatte den Prieſter in's Grab geläutet, dann ſich ſelbſt niedergelegt, um nicht mehr aufzuſtehen. Da faßte Entſetzen die übrigen Thalbewohner und was noch nicht von der Seuche befallen war, flüchtete ſich über das Gebirg.

Höfe und Hütten ſtanden leer; nur zwei Männer waren zurückgeblieben. Der eine war der Moosbauer, ein junger einſchichtiger Mann. Die ſchönſte Bergwieſe war ihm zu

eigen, und er hätte gern vor dem Sterben ſein Heu noch eingefahren.

Der zweite war ein armer, einbeiniger Greis, der hatte auch ſeinen Grund zu bleiben.

„Wie das Sterben anhob," ſo erzählte er dem Moosbauer beim Weinkrug, „hab' ich den Tod und ſein Weib, die Peſt, ſelbander durch die Fluren ſchreiten geſehen. Der Tod trug eine Senſe und die Peſt einen Rechen. Am Rechen aber hat ein Zahn gefehlt; das bedeutet: Einer bleibt übrig. Und der Eine bin ich. Gieb einmal Acht, Hans! Ich habe ſieben Schlachten mitgemacht, und es wäre doch Jammer und Schande, wenn ich auf dem Stroh ſterben ſollte."

Und er ſtarb auch nicht auf dem Stroh Als er in ſpäter Abendſtunde von ſeinem Wirth ſchied und den Bach überſchreiten wollte, fiel er vom Steg und ertrank. Nun war der junge Moosbauer der einzige lebende Menſch im Thal.

Wald und Flur und was darin kriecht und fliegt, litt nicht unter dem Fluch, der die Gegend getroffen hatte. Der rothweiße

Blüthenſchmuck der Bäume war herrlicher denn je, die Saat ſchoß freudig empor und über der Saat ſangen ſteigende Lerchen ihr frommes Lied. Das Wild der Berge freute ſich der menſchenleeren Einſamkeit, Hirſch und Reh ſtiegen niederwärts und äſten im Ueberfluß. Der Berghaſe legte ſein graues Sommergewand an und miſchte ſich unter die langöhrigen Vettern des Thales, die im Klee ihre Feſte feierten, und die herrenloſen Geiſen der entflohenen Bauern ſtiegen auf zu den Weidegründen der Gemſen. — Es war ein Leben wie im Paradies.

Auf der Matte des Moosbauern ſtanden die nahrhaften Blumen und Kräuter im Gedränge wie ſchauluſtige Menſchen am Tag der Frohnleichnamsprozeſſion, und über den bunten Blüthenköpfen flatterte der rothgeäugte Sommervogel mit nimmer müdem Flügelſchlag.

Der junge Bauer ließ ſeine braunen Augen über die wogende Wieſe gleiten und ſprach: „Wenn ich's nur erſt glücklich eingebracht hätte!“

Am andern Morgen ſtand er am Bergeshang und ſchwang die Senſe. Er hatte Kräfte für Zwei, aber als er Mittags die müden Arme ſinken ließ, war erſt ein kleines Stück gemäht, und der Wetterkogel hatte ſeinen Hut aufgeſetzt; das bedeutet nichts Gutes. Er ſetzte ſich unter einen Baum und verzehrte mit Haſt ſein Mittagsbrot. Dann ſchärfte er die Senſe zu erneuter Arbeit.

Und wie er ſo da ſaß und dengelte, fragte auf einmal jemand: „Soll ich die helfen, Hans?"

Er ſchaute auf, und vor ihm ſtand eine junge, ſchlanke Dirne mit ſonnengoldigem Haar, Senſe und Rechen auf der Schulter.

„Soll ich dir helfen, Hans?" fragte ſie noch einmal und ſchaute den jungen Bauer freundlich und zutraulich an.

„Grüß dich Gott," ſtammelte Hans. „Woher kommſt du?"

Die Dirne deutete ſchweigend nach dem blauen Kamm der Berge.

Da überlief den Frager ein leiſer Schauer.

Er hatte oft von den ſaligen Fräulein gehört, die droben hoch im Gebirg in unſichtbaren Roſengärten hauſen und zuweilen ſegenbringend herab in die Thäler kommen. Er ließ den ſcheuen Blick über die zierliche Geſtalt mit der weißen Stirn und den goldblonden Flechten gleiten, und jetzt wußte er, daß er eine Salige vor ſich hatte.

„Willſt du mir helfen, iſt mir's recht," ſprach er endlich.

Die Fremde verlor weiter kein Wort, ſchürzte ihre Gewänder und ließ die Senſe durch die Halme rauſchen.

Auch der Hans ging wieder an die Arbeit, aber er mußte oft zu der Mähderin hinüberſchauen, die rüſtig und zierlich zugleich die Schwaden niederſtreckte. Ihr lilienweißer Arm ſchwang die Senſe kräftiger als der gebräunte Arm der ſtärkſten Magd, und in kurzer Friſt war ſie dem Mann weit voraus.

Die Sonne zog Waſſer. Die Vögel verließen die heiße Flur, um den Schatten des Waldes aufzuſuchen, und die kurzlebigen

Mücken tanzten ihren tollſten Reigen. Um den Wetterkogel legte ſich ein ſchwarzblauer Mantel, und aus der Ferne war dumpfes Donnerrollen vernehmbar.

Der Moosbauer zog die Stirne kraus: „Es kommt," rief er der Dirne zu, „droben am Waldrand findeſt du einen Unterſchlupf."

Die Fremde aber hob ihre Augen zum Himmel empor und ſagte: „Es hat keine Gefahr." Dann brach ſie vom nächſten Hollerbuſch einen Zweig und ſchwenkte ihn im Kreis um ihren Kopf. Da zertheilten ſich die Wolken und zogen wie eine Herde weißer Schafe über den Himmelsbogen.

Der junge Bauer ſchaute nachdenklich auf die fremde Magd. Die aber hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen und ſchritt mähend weiter.

So ſchafften die Beiden emſig fort, bis die Sonne ihr rothes Licht über die Bergſpitzen goß. Sonſt hatte das Aveglöcklein aus dem Thal herauf Feierabend geboten, aber jetzt zog niemand den Glockenſtrang,

und die ſcheidende Sonne allein mahnte zum Gebet. Hans zog den Hut und ſprach ſein Sprüchlein. Dann ſah er ſich nach der Fremden um. An der Bergeshalde ſtand ein Bildſtock; dort kniete ſie, lichtumfloſſen wie ein ſeliger Engel.

Hans ſchulterte die Senſe und ging mit langen Schritten auf das betende Mädchen zu. Da geſchah es, daß er über einen Maulwurfshügel ſtrauchelnd der Länge nach in's Gras fiel, und als er ſich aufrichtete, war die fremde Dirne verſchwunden. Einſam mit mancherlei Gedanken unter dem Hut ſtieg er zu Thal.

Am nächſten Morgen, als der Moosbauer nach unruhigem Nachtſchlaf auf ſeine Wieſe kam, traf er die Schöne bereits, wie ſie das Heu zuſammenrechte. Er redete ſie freundlich an, doch ſie war wortkarg und gab nur kurze Antworten auf ſeine Fragen. Mittags aber, als ſie Raſt hielten, nahm ſie von den dargebotenen Speiſen und ſah den Geber mit dankbaren Blicken an.

Der zweite Tag verſtrich wie der erſte.

Am dritten Tag war die Wiese gemäht und das Heu geborgen.

„Nun kann ich gehen," sprach traurig die fremde Magd.

„Und was begehrst du zum Lohn?" fragte Hans.

„Nichts. Ich habe dir heuen geholfen, weil ich dir gut bin."

„Weil du mir gut bist?" — Hans athmete tief, schulterte seinen Rechen und ging. Er machte aber nur wenige Schritte, dann kehrte er um und schlang die Arme um das schöne Mädchen. Und sie küßte ihn sanft und sprach: „Willst du mich, so bin ich dein."

Dann gingen sie selbander zu dem Bildstock. Dort knieten sie nieder, und er schwur ihr, sie zu halten wie sein eheliches Weib.

„Und ich will dein Weib sein," sprach sie, „und dir dienen als treue Magd. Aber," fuhr sie fort, und ihre Lippen zuckten; „aber vor etwas warn' ich dich. Erhebe niemals gegen mich die Hand; es wäre dir und mir zu großem Leide."

Hans lachte. „Ich dich ſchlagen?“ Dann küßte er ſie, daß ihr der Athem verging, und führte ſie in ſein Haus.

* * *

Nach und nach bevölkerte ſich das Thal wieder. Die Flüchtigen kehrten zu ihren verlaſſenen Beſitzthümern zurück, und die ausgeſtorbenen Höfe wurden von den Erben bezogen. Da gab es viel Arbeit, und niemand hatte Zeit ſich um das zu kümmern, was der Nachbar trieb. „Der Hans hat ſich ein Weib aus der Fremde geholt,“ ſagten die Leute, und damit war die Sache abgethan.

Im Haus des Moosbauern waren alle Kammern voll Sonnenſchein und fröhliches Gedeihen auf ſeinen Fluren. Seine Habe mehrte ſich zuſehends, und nach einigen Jahren war der Mooshof der ſtattlichſte im Thal. Hans war ein ſchwerer Bauer geworden und trug mächtige Silberknöpfe am Feiertagswams. Seine Frau ging ſelten unter die Leute, führte das Hausweſen in

ſtiller Weiſe und that den Armen Gutes, wo ſie konnte. Sie hatte ihrem Manne Zwillinge geſchenkt, zwei zarte, flachshaarige Töchterlein, und wenn die Kinder vor dem Haus mit Puppe und Wägelein ſpielten, blieben die vorübergehenden Leute ſtehen und konnten ſich nicht ſatt ſehen an den beiden Engelsköpfchen.

Da brach neues Unheil über das Thal herein. Von unendlichen Regengüſſen an geſchwollen, ſtürzten hundert Wildbäche von den Bergen und überſchwemmten Matten und Felder. Als ſich das Waſſer verlaufen hatte, lag das fruchtbare Gelände unter Sand und Geſteinstrümmern begraben. Nur die Grundſtücke des Moosbauern waren verſchont geblieben und lachten als grüne Eilande aus dem Schuttmeer.

Zu der Trauer über den Schaden geſellte ſich bei den Thalbewohnern der Neid. Jetzt zum erſten Mal fiel den Nachbarn das eingezogene Leben der Moosbäuerin und ihr ſeltſames Weſen auf, und böſe Reden über Wetterzauber liefen von Mund zu Mund.

Auch dem Moosbauer kam ſolches zu Ohren, und er erinnerte ſich jenes Tages, da ſeine nunmehrige Frau die Wetterwolken mit einem Zweig verjagt hatte. Es überkam ihn ein heimliches Grauen vor ſeinem Weib; er fühlte ſich in ſeinem ſtattlichen Haus nicht mehr wohl und verbrachte fortan ſeine Feierſtunden auf der Jagd oder in der Schenke.

An einem Sonntagmorgen kam er mit leerem Waidſack mißmuthig vom Birſchgang nach Hauſe. Im Hof war tiefe Stille. Knechte und Mägde waren zum Kirchtag auf ein benachbartes Dorf gegangen. Nur eine alte Magd war als Haushüterin zurückgeblieben; die wies den Bauer, als er nach Weib und Kindern fragte, in den Baumgarten.

Unter dem Schattendach eines mächtigen Nußbaumes ſaß die Frau mit häuslicher Arbeit beſchäftigt, die beiden Kinder aber liefen den weißen Schmetterlingen nach, die in der Luft tanzten.

Nach einer Weile rief das eine: „Mutter, mich dürſtet.“

Da erhob sich die Frau, wandte ihr Angesicht nach den Bergen und ließ einen weithin hallenden Ruf ertönen. Und siehe, mit großen Sätzen kam eine weiße Gemse den Abhang herunter gesprungen, setzte über das Gatter und machte vor dem durstigen Kind Halt. Das Dirnlein kniete nieder und labte sich am Euter des Thieres, und dann trank auch das zweite.

Aber mit zornsprühenden Augen stürzte der Bauer herzu. „Verwünschte Hexe," schrie er, „willst du auch die Kinder deine Teufelskünste lehren?" Und seine Faust fiel schwer auf die Schulter der Frau.

Die Kinder schrieen und verbargen ihre Gesichter in dem Faltenrock der Mutter. Diese aber machte die Kleinen sanft von sich los und küßte sie beschwichtigend auf Mund und Wange. Dann faßte sie die Gemse beim Gehörn, schwang sich ihr auf den Rücken, und im nächsten Augenblick flog das Thier mit seiner Last über den Zaun und eilte den Bergen zu. Eine Zeit lang sah der bestürzte Mann die Fliehende

an den Felswänden wie einen weißen Vogel hinschweben, dann entschwanden Gemse und Weib seinen Blicken.

Jetzt ward der Unselige seines Frevels sich bewußt. Er schlug sich vor die Stirn und geberdete sich wie ein Rasender. Dann kam Wehmuth über ihn; er erinnerte sich an alles Gute, das er im Lauf der Zeit von seiner schönen, stillen Frau genossen, er gedachte auch der Stunde, da er mit ihr vor dem Heiligenbild gekniet und sich ihr verlobt hatte. — Nein, das gute, fromme Wesen war keine Hexe.

Er führte seine Kinder in's Haus und weinte mit ihnen wie ein Kind. Dann machte er sich auf, um sein Weib in den Bergen zu suchen. Aber nach drei Tagen kam er trostlos zurück; sein Suchen war all vergeblich gewesen.

Am nächsten Sonntag liefen die Zwillinge, als ob sie gerufen worden wären, in den Wald. Als sie zurückkamen, waren sie sauber gewaschen und gezöpft, und freudig erzählten sie daheim, sie wären bei der

Mutter im Wald geweſen. Das wiederholte ſich jeden Sonntag, bis die beiden Mägdlein ſo weit herangewachſen waren, daß ſie ſich ihr Goldhaar ſelber ſtrählen und zöpfen konnten.

Von der Zeit an blieb die Salige aus.

Goldene Tannenzapfen.

Die Wieſen trugen ihr Feſtgewand. Rothe Kukuksblumen, gelbe Ranunkeln und die weißen Schirme des Feldkümmels drängten ſich allenthalben zwiſchen den Riſpen der Gräſer hervor, und wenn der Wind über die blühende Flur ſtrich, wogte ſie wie ein Meer. Durch die Wieſen ſchritt eine kleine Schaar von feſtlich geſchmückten Dorfſchönen. Die Seidenbänder ihrer Hauben flatterten, und luſtig klang ihr Lachen durch die ſonntägliche Stille. Das Dorf lag hinter ihnen, vor ihnen eine langgedehnte Wieſenfläche, welche ſich rechts und links an den Berghängen hinaufzog bis an den ſchwärzlichen Föhrenwald.

Die Mädchen hatten eben das Lied vom gefangenen Reiterknaben angeſtimmt, als ſich die Sonne verfinſterte und ein paar ſchwere Tropfen auf den Wieſenpfad niederſchlugen. Nun macht ſich an Wochentagen ein Bauernkind nicht viel aus einem Regenguß, am Sonntag aber, wenn das Scharlachmieder und die Seidenhaube zur Schau getragen wird, iſt der Dorfſchönen ein unverhoffter Regen ebenſo wenig willkommen wie dem luſtwandelnden Stadtfräulein.

„Es iſt nur gut," ſagte eine luſtige Dirne, „daß meine Mutter geſtern das Regendach geflickt hat; leider ſteht es daheim in der Ecke. Da hab' ich ſchon wieder einen Tropfen geſpürt. Bevor wir die erſten Häuſer des Dorfes erreichen, ſind wir naß wie gebadete Mäuſe."

„Wie wär's," ſprach eine Andere, „wenn wir da hinaufſtiegen und den alten Zacher heimſuchten. Das iſt ein luſtiger Kauz, und die hübſchen Mädel ſieht er noch immer gern trotz ſeiner achtzig Jahre." Sie wies mit der ausgeſtreckten Hand nach dem Rand

und die ſcheidende Sonne allein mahnte zum Gebet. Hans zog den Hut und ſprach ſein Sprüchlein. Dann ſah er ſich nach der Fremden um. An der Bergeshalde ſtand ein Bildſtock; dort kniete ſie, lichtumfloſſen wie ein ſeliger Engel.

Hans ſchulterte die Senſe und ging mit langen Schritten auf das betende Mädchen zu. Da geſchah es, daß er über einen Maulwurfshügel ſtrauchelnd der Länge nach in's Gras fiel, und als er ſich aufrichtete, war die fremde Dirne verſchwunden. Einſam mit mancherlei Gedanken unter dem Hut ſtieg er zu Thal.

Am nächſten Morgen, als der Moosbauer nach unruhigem Nachtſchlaf auf ſeine Wieſe kam, traf er die Schöne bereits, wie ſie das Heu zuſammenrechte. Er redete ſie freundlich an, doch ſie war wortkarg und gab nur kurze Antworten auf ſeine Fragen. Mittags aber, als ſie Raſt hielten, nahm ſie von den dargebotenen Speiſen und ſah den Geber mit dankbaren Blicken an.

Der zweite Tag verſtrich wie der erſte.

Am dritten Tag war die Wiese gemäht und das Heu geborgen.

„Nun kann ich gehen," sprach traurig die fremde Magd.

„Und was begehrst du zum Lohn?" fragte Hans.

„Nichts. Ich habe dir heuen geholfen, weil ich dir gut bin."

„Weil du mir gut bist?" — Hans athmete tief, schulterte seinen Rechen und ging. Er machte aber nur wenige Schritte, dann kehrte er um und schlang die Arme um das schöne Mädchen. Und sie küßte ihn sanft und sprach: „Willst du mich, so bin ich dein."

Dann gingen sie selbander zu dem Bildstock. Dort knieten sie nieder, und er schwur ihr, sie zu halten wie sein eheliches Weib.

„Und ich will dein Weib sein," sprach sie, „und dir dienen als treue Magd. Aber," fuhr sie fort, und ihre Lippen zuckten; „aber vor etwas warn' ich dich. Erhebe niemals gegen mich die Hand; es wäre dir und mir zu großem Leide."

Hans lachte. „Ich dich schlagen?“ Dann küßte er sie, daß ihr der Athem verging, und führte sie in sein Haus.

* * *

Nach und nach bevölkerte sich das Thal wieder. Die Flüchtigen kehrten zu ihren verlassenen Besitzthümern zurück, und die ausgestorbenen Höfe wurden von den Erben bezogen. Da gab es viel Arbeit, und niemand hatte Zeit sich um das zu kümmern, was der Nachbar trieb. „Der Hans hat sich ein Weib aus der Fremde geholt,“ sagten die Leute, und damit war die Sache abgethan.

Im Haus des Moosbauern waren alle Kammern voll Sonnenschein und fröhliches Gedeihen auf seinen Fluren. Seine Habe mehrte sich zusehends, und nach einigen Jahren war der Mooshof der stattlichste im Thal. Hans war ein schwerer Bauer geworden und trug mächtige Silberknöpfe am Feiertagswams. Seine Frau ging selten unter die Leute, führte das Hauswesen in

ſtiller Weiſe und that den Armen Gutes, wo ſie konnte. Sie hatte ihrem Manne Zwillinge geſchenkt, zwei zarte, flachshaarige Töchterlein, und wenn die Kinder vor dem Haus mit Puppe und Wägelein ſpielten, blieben die vorübergehenden Leute ſtehen und konnten ſich nicht ſatt ſehen an den beiden Engelsköpfchen.

Da brach neues Unheil über das Thal herein. Von unendlichen Regengüſſen an geſchwollen, ſtürzten hundert Wildbäche von den Bergen und überſchwemmten Matten und Felder. Als ſich das Waſſer verlaufen hatte, lag das fruchtbare Gelände unter Sand und Geſteinstrümmern begraben. Nur die Grundſtücke des Moosbauern waren verſchont geblieben und lachten als grüne Eilande aus dem Schuttmeer.

Zu der Trauer über den Schaden geſellte ſich bei den Thalbewohnern der Neid. Jetzt zum erſten Mal fiel den Nachbarn das eingezogene Leben der Moosbäuerin und ihr ſeltſames Weſen auf, und böſe Reden über Wetterzauber liefen von Mund zu Mund.

Auch dem Moosbauer kam solches zu Ohren, und er erinnerte sich jenes Tages, da seine nunmehrige Frau die Wetterwolken mit einem Zweig verjagt hatte. Es überkam ihn ein heimliches Grauen vor seinem Weib; er fühlte sich in seinem stattlichen Haus nicht mehr wohl und verbrachte fortan seine Feierstunden auf der Jagd oder in der Schenke.

An einem Sonntagmorgen kam er mit leerem Waidsack mißmuthig vom Birschgang nach Hause. Im Hof war tiefe Stille. Knechte und Mägde waren zum Kirchtag auf ein benachbartes Dorf gegangen. Nur eine alte Magd war als Haushüterin zurückgeblieben; die wies den Bauer, als er nach Weib und Kindern fragte, in den Baumgarten.

Unter dem Schattendach eines mächtigen Nußbaumes saß die Frau mit häuslicher Arbeit beschäftigt, die beiden Kinder aber liefen den weißen Schmetterlingen nach, die in der Luft tanzten.

Nach einer Weile rief das eine: „Mutter, mich dürstet."

Da erhob sich die Frau, wandte ihr Angesicht nach den Bergen und ließ einen weithin hallenden Ruf ertönen. Und siehe, mit großen Sätzen kam eine weiße Gemse den Abhang herunter gesprungen, setzte über das Gatter und machte vor dem durstigen Kind Halt. Das Dirnlein kniete nieder und labte sich am Euter des Thieres, und dann trank auch das zweite.

Aber mit zornsprühenden Augen stürzte der Bauer herzu. „Verwünschte Hexe," schrie er, „willst du auch die Kinder deine Teufelskünste lehren?" Und seine Faust fiel schwer auf die Schulter der Frau.

Die Kinder schrieen und verbargen ihre Gesichter in dem Faltenrock der Mutter. Diese aber machte die Kleinen sanft von sich los und küßte sie beschwichtigend auf Mund und Wange. Dann faßte sie die Gemse beim Gehörn, schwang sich ihr auf den Rücken, und im nächsten Augenblick flog das Thier mit seiner Last über den Zaun und eilte den Bergen zu. Eine Zeit lang sah der bestürzte Mann die Fliehende

an den Felswänden wie einen weißen Vogel hinſchweben, dann entſchwanden Gemſe und Weib ſeinen Blicken.

Jetzt ward der Unſelige ſeines Frevels ſich bewußt. Er ſchlug ſich vor die Stirn und geberdete ſich wie ein Raſender. Dann kam Wehmuth über ihn; er erinnerte ſich an alles Gute, das er im Lauf der Zeit von ſeiner ſchönen, ſtillen Frau genoſſen, er gedachte auch der Stunde, da er mit ihr vor dem Heiligenbild gekniet und ſich ihr verlobt hatte. — Nein, das gute, fromme Weſen war keine Hexe.

Er führte ſeine Kinder in's Haus und weinte mit ihnen wie ein Kind. Dann machte er ſich auf, um ſein Weib in den Bergen zu ſuchen. Aber nach drei Tagen kam er troſtlos zurück; ſein Suchen war all vergeblich geweſen.

Am nächſten Sonntag liefen die Zwillinge, als ob ſie gerufen worden wären, in den Wald. Als ſie zurückkamen, waren ſie ſauber gewaſchen und gezöpft, und freudig erzählten ſie daheim, ſie wären bei der

Mutter im Wald geweſen. Das wiederholte ſich jeden Sonntag, bis die beiden Mägdlein ſo weit herangewachſen waren, daß ſie ſich ihr Goldhaar ſelber ſtrählen und zöpfen konnten.

Von der Zeit an blieb die Salige aus.

Goldene Tannenzapfen.

Die Wieſen trugen ihr Feſtgewand. Rothe Kukuksblumen, gelbe Ranunkeln und die weißen Schirme des Feldkümmels drängten ſich allenthalben zwiſchen den Riſpen der Gräſer hervor, und wenn der Wind über die blühende Flur ſtrich, wogte ſie wie ein Meer. Durch die Wieſen ſchritt eine kleine Schaar von feſtlich geſchmückten Dorfſchönen. Die Seidenbänder ihrer Hauben flatterten, und luſtig klang ihr Lachen durch die ſonntägliche Stille. Das Dorf lag hinter ihnen, vor ihnen eine langgedehnte Wieſenfläche, welche ſich rechts und links an den Berghängen hinaufzog bis an den ſchwärzlichen Föhrenwald.

Die Mädchen hatten eben das Lied vom gefangenen Reiterknaben angeſtimmt, als ſich die Sonne verfinſterte und ein paar ſchwere Tropfen auf den Wieſenpfad niederſchlugen. Nun macht ſich an Wochentagen ein Bauernkind nicht viel aus einem Regenguß, am Sonntag aber, wenn das Scharlachmieder und die Seidenhaube zur Schau getragen wird, iſt der Dorfſchönen ein unverhoffter Regen ebenſo wenig willkommen wie dem luſtwandelnden Stadtfräulein.

„Es iſt nur gut," ſagte eine luſtige Dirne, „daß meine Mutter geſtern das Regendach geflickt hat; leider ſteht es daheim in der Ecke. Da hab' ich ſchon wieder einen Tropfen geſpürt. Bevor wir die erſten Häuſer des Dorfes erreichen, ſind wir naß wie gebadete Mäuſe."

„Wie wär's," ſprach eine Andere, „wenn wir da hinaufſtiegen und den alten Zacher heimſuchten. Das iſt ein luſtiger Kauz, und die hübſchen Mädel ſieht er noch immer gern trotz ſeiner achtzig Jahre." Sie wies mit der ausgeſtreckten Hand nach dem Rand

des Waldes empor, wo ein kleines Haus aus Fachwerk ſtand, überſchattet von einem mächtigen Nußbaum.

„Laßt den Alten in Ruhe,“ mahnte eine Dritte. „Er iſt ein unheimlicher Mann; wer weiß, was er uns anthut. Meine Baſe, wie ſie noch ein kleines Dirnlein war, hat ihm einmal die Zunge gewieſen; da hat ſie drei Tage mit aufgeſperrtem Mund herumlaufen müſſen, und erſt auf vieles Bitten hat er ihr mit einer tüchtigen Maulſchelle das Geſicht wieder zurecht gerückt.“

Die andern Mädchen lachten und meinten, ſie fürchteten ſich nicht. Dann liefen ſie, ſo ſchnell ſie konnten, der Hütte zu. Der Beſitzer ſtand ſchon unter der Thür und winkte zur Eile, und als die Athemloſen das ſchützende Dach erreicht hatten, praſſelte der Regen nieder und die Föhren ächzten im Sturm.

Der alte Zacher war freundlich wie ein Ohrwurm; er rückte den Mädchen die hölzernen Stühle zurecht, dann goß er Pfeffermünzgeiſt in ein großes Stengel-

glas und bot es ſeinen Gäſten zum Willkomm.

In der Stube ſah es ſeltſam aus. Dürre Kräuter lagen auf Geſtellen oder hingen in Bündeln von der Decke herab, und in einem Glaskaſten ſtanden Fläſchchen, gefüllt mit buntſchillernden Flüſſigkeiten. Auf einem Bret aber, das an der Wand befeſtigt war, ſaß eine ausgeſtopfte Nachteule, die hatte nur ein Auge von Glas (das andere war herausgefallen), aber um ſo ſchauerlicher ſah das Gethier aus. Neben der Eule hing eine Geige mit zerriſſenen Saiten.

Der Alte war ein berühmter Kräutermann und Wurzelgräber. Er hatte in früheren Jahren als Balſamträger ein Stück Welt geſehen und hatte ſich dann in der Heimath als Wunderdoktor niedergelaſſen. Das Handwerk war ihm zwar durch die ſtudirten Aerzte gelegt worden, aber er trieb noch immer Handel mit allerlei Salben, Roßgeiſt und Klettenwurzelöl und es ging die Rede, er habe in ſeinem Keller einen eiſernen Kaſten voll Kronenthaler ſtehen.

Die Mädchen, die anfangs schüchtern dagesessen, thauten allmählich auf, denn der Alte führte gar lustige Reden, neckte die blonde Anne mit dem langen Gottlieb und die kleine, rundliche Müllerstochter mit dem zugereisten Mühlknappen, und bald ging es in der kleinen Stube laut und lustig zu wie auf einem Jahrmarkt.

„Wie kommt's denn, Meister Zacher, daß Ihr ledig geblieben seid?" fragte die keckste der Dirnen. „Ihr seid doch gewiß ein hübscher Bursch gewesen; man sieht's Euch heut noch an."

„Jungfer Naseweis," erwiderte ernst der Kräutermann, „Mädel wie du hätt' ich ein halbes Schock haben können, aber ich wollte weit höher hinaus, und das war mein Unglück."

Die abgefertigte Schöne wandte ihr rothes Gesicht zur Seite, die Andern aber, neugierig geworden, setzten dem Alten mit Fragen zu und quälten ihn so lange, bis er die Geschichte seiner Werbung erzählte:

„Sie war die Tochter vom Siebenhof

drüben — der Hof iſt mittlerweile in andere Hände gekommen — und ſchön war ſie über alle Maßen. Daß ihr Vater, der Siebenhofbauer von mir nichts wiſſen wollte, das nahm ihm kein Menſch übel, nicht einmal ich, denn ich war ein armer Hungerleider, der mit der Geige im Land herumzog und den Bauern zum Tanz aufſpielte. Aber ich meinte immer, ich müßte einmal unverſehens zu Geld kommen, und mit einem Sack voll Thaler wär' ich dem Alten als Freiersmann willkommen geweſen; ſein Mädel hätt' mich auch ſo genommen.

Die Höhle im Schwarzenſtein kennt ihr, und daß Zwerge im Berg wohnen, wißt ihr wohl auch. In der Zeit, von der ich rede, erzählte man ſich mancherlei von den Unterirdiſchen, Gutes und Schlimmes, und von allen Zwergengeſchichten gefiel mir eine ganz beſonders.

Mein Aeltervater hat als Bub die Gänſe gehütet, und als er ſie eines Tages in der Nähe des Schwarzenſteins weiden ließ, verlief ſich eine Gans und gerieth in die Höhlen-

gänge. Drei Tage blieb ſie aus, dann kam ſie wieder zum Vorſchein, zwar abgemagert, aber vom Schnabel bis zum Zachel mit Gold überzogen. Das hatten die Zwerge gethan. Und ein Jude hat die Goldgans mit harten Thalern aufgewogen.

Die Geſchichte ging mir im Kopf herum, und halbe Tage lang ſaß ich am Schwarzenſtein, vermeinend, es müſſe da mein Glück erblühen. Einmal gehe ich, meine Geige auf dem Rücken, ſpät in der Nacht von einem Kirchweihtanz nach Hauſe, und mein Weg führt an der Höhle vorüber. Plötzlich ſteht vor mir mit einem Grubenlicht, wie es die Bergleute tragen, ein braunes Männlein, nicht größer als ein Eichhorn. Es hatte einen langen Bart, grau wie Lärchenmoos, und auf dem Kopf trug es einen breitrandigen Hut, alſo daß es ausſah wie ein großer Schwammerling. Mit feiner Stimme ſprach der Kleine:

Sei gegrüßt zur guten Stund;
Augen offen, zu den Mund!

Dann winkt mir der Wicht und watſchelt

mit der Leuchte voraus und in die Höhle hinein.

Jetzt gilt's, dacht' ich und stieg muthig hinterdrein. Anfangs war der Gang eng und niedrig, bald aber erweiterte er sich, und an den Wänden blinkten Krystalle in allen sieben Regenbogenfarben. Dann wurde es auf einmal sonnenhell, und wir traten in einen herrlichen Saal, hoch wie eine Kirche, und Hunderte von Unterirdischen, angethan mit prächtigen Gewändern und behangen mit blitzenden Edelsteinen wimmelten wie die Aemsen untereinander.

„Spiel' auf!" befahl der Zwerg, der mich geleitet hatte, und ich nahm die Geige vom Rücken und fiedelte tapfer drauf los. Da paarten sich die Männlein und die Weiblein und sprangen einen Reigen, so zierlich, wie ich es nie unter einer Dorflinde geschaut, und die seidenen Schleppen der Zwergenfrauen raschelten und rauschten, und das edle Gestein flimmerte, daß einem schier Hören und Sehen verging. Ein Stück nach dem andern mußte ich spielen, und uner-

müdlich tanzten die Wichtlein. Endlich hatten sie genug, und der Schmaus begann. Da ging's hoch her. In silbernen Schüsseln dampften Gerichte, die ich nicht zu nennen wußte, und aus silbernen Kannen goßen die Schenken den Wein in goldene Becher. Auch mir brachten sie reichlich Speis und Trank, und ich langte zu wie ein hungriger Spielmann.

Als ich gesättigt war, trat der Zwerg zu mir, der mich hierher gebracht. „Komm," sprach er, „ich will dir deinen Lohn geben." „Aha, jetzt kommt's," dachte ich, und der Kleine führte mich durch die gewundenen Gänge glücklich wieder aus dem Berg heraus. Der Tag dämmerte bereits, und im Dorf krähten die Hähne.

„Hab' Dank," sprach der Zwerg, „und hier ist dein Sold." Dabei bückte er sich und las ein paar Tannenzapfen vom Boden auf; die steckte er mir in den Quersack. Dann war mir's, als ob sich ein grauer Nebel um mich her ziehe, mein Kopf wurde schwer, und ich schlief ein.

Als ich erwachte, ſtand die Sonne hoch über dem Schwarzenſtein, und ich machte mich eilig auf den Weg. Aber mein Querſack wurde mit jedem Schritt ſchwerer und zog mich faſt zu Boden. Jetzt erſt fiel mir mein nächtliches Abenteuer ein; ich griff in den Sack und zog einen goldenen Tannenzapfen hervor und noch einen und wieder einen. Juchhe! das Glück war endlich bei mir eingekehrt, ich war ein gemachter Mann. Freu' dich, mein herzallerliebſter Schatz!

Trotz der ſchweren Laſt, die ich ſchleppte, ſprang ich nach dem Siebenhof leichtfüßig wie ein junger Ziegenbock.

Der Bauer ſtand unter dem Thor und zog die Augenbrauen zuſammen, als er mich des Weges kommen ſah.

„Siebenhofbauer," ſchrie ich ihm entgegen, „was koſtet dein Hof?"

Der Alte ſteckte die Daumen hinter ſeine rothe Weſte und ſprach höhniſch: „Laß einmal hören, was du bieteſt."

Da griff ich in den Sack, um dem ſtolzen

Bauer eine Hand voll Gold unter die Nase zu halten, aber — o Jammer und Spott! — die niederträchtigen Zwerge hatten mir einen Schabernack angethan. Was ich in der Hand hielt, war ein ganz gewöhnlicher Tannenzapfen."

Hier schwieg der alte Zacher und sah betrübt nieder auf seine Bundschuhe.

„Und ist die Geschichte aus?" fragte eins der Mädchen.

„Ja, die Geschichte ist aus," antwortete der Kräutermann seufzend. „Die Geschichte ist aus und mit meiner Liebschaft war es auch aus. Ich bin bald darauf mit einem Laboranten bekannt geworden, der mich in seiner Kunst unterwiesen hat; mit dem bin ich dann auf die Wanderschaft gegangen, und die Tochter vom Siebenhof" — —

„Die ist wohl in's Wasser gesprungen?" fragte die jüngste Dirne.

„Nein," erwiderte trübselig der Alte. „Sie hat einen Andern genommen. Das ist der Lauf der Welt."

Durch die Stube des Kräutermanns ging ein Engel. Die Mädchen saßen schweigend da und zupften an den Schürzenbändern. Endlich erhob die Müllerstochter ihre Stimme. Sie hatte zehn Jahrgänge des Dorfkalenders studirt und hielt nicht viel von Zwergen und Unholden. „Am Ende, Meister Zacher," sprach sie, „habt Ihr die ganze Geschichte geträumt. Dergleichen soll schon oft vorgekommen sein."

„Geträumt?" fuhr der gekränkte Kräutermann auf. „Nein. Ich will euch handgreiflich beweisen, daß ich nicht geträumt habe." Er ging in einen Winkel und kramte in einer Truhe.

„Da schau her, du kluge Else," sagte er und hielt der ungläubigen Müllerstochter einen Tannenzapfen vor. „Das ist einer von den goldenen Tannenzapfen, die mir der boshafte Zwerg in den Sack gesteckt und nachher wieder zurückverwandelt hat. Betrachtet ihn genau, ihr Mädel. Ist da eine Spur von Gold zu erkennen?"

Der Tannenzapfen wanderte von Hand zu Hand — von Gold keine Spur.

Der alte Zacher hatte lautere Wahrheit geredet.

Der Grenzſteinrücker.

Johannistag. — Die Dorfgaſſe entlang bewegte ſich ein Zug von ernſten Männern. Sie trugen den langen, dunkelblauen Samstagsrock und die Scharlachweſte mit den Silberknöpfen, voraus ſchritt der Schultheiß mit einem weißen Stab in der knöchernen Rechten. Hinter den Männern ging paarweis eine Anzahl Buben, geführt vom Schulmeiſter, und ganz zuletzt kam ein Mann in Hemdärmeln, welcher ein volles Bierfaß und einen mit Würſten und Wecken gefüllten Korb auf einem Schiebkarren nachführte. So zogen ſie hinaus in die Flur, von Weitem anzuſchauen wie ein großer Krautwurm, der über ein Blatt kriecht.

Beim erſten Grenzſtein machten ſie Halt. Der Stein ward beſichtigt, von Gras und Moos geſäubert und ſchließlich mit weißer Kalkmilch überſtrichen. Dann winkte der Schulmeiſter ein paar Buben heran und gab jedem derſelben einen ſchallenden Backenſtreich. Der Schultheiß aber verabreichte den Gezüchtigten je einen Wecken und ein Stück Wurſt. Hierauf hob er ſeinen Stab in die Höhe und ſprach mit vernehmlicher Stimme:

„Merkt euch, wo der Stein ſteht,
Merkt euch, wie der Rain geht,
Merkt's euch am Schnauſen,
Merkt's euch am Zauſen."

Dann zogen ſie weiter bis zum nächſten Grenzſtein, allwo ſich die Handlung wiederholte.

So ward in der guten, alten Zeit die Flurmarkung beſchritten und der Jugend Gedächtniß handgreiflich geſchärft.

Durch Aehrenfelder, Wieſenland und Hutweiden ging der Zug, dann lenkte er in den Schatten des Gemeindewaldes. Männer und

Knaben nahmen die Kappen von den heißen Stirnen und freuten sich des kühlen Schattens. Bei einer mit grauen Moosbärten behangenen Tanne machten sie Halt und lagerten sich um das merklich leichter gewordene Fäßlein.

Eigentlich war der Wurzelberg, so hieß der Waldhügel, den der Schultheiß zur Rast ausersehen hatte, ein verrufener Ort. Ein ruheloser Geist trieb hier sein Wesen, aber im Bewußtsein ihrer amtlichen Würde, und weil Einer am Andern einen Rückhalt hatte, fühlten sich die Männer sicher und erzählten von dem Spuk, was sie wußten.

Der Umgehende hatte bei Lebzeiten falsche Grenzsteine gesetzt und dafür war er verwünscht und in den Wald des Wurzelbergs gebannt worden. Daselbst mußte er die Bäume zählen und, wenn er fertig war, wieder von vorn anfangen. Das einförmige Geschäft trieb er bereits länger als hundert Jahre, und die Bauern meinten, er werde wohl fortzählen müssen bis zum jüngsten Tag. Es war auch einer unter den Männern, der den Geist mit eignen Augen gesehen

hatte, das war der Schmied, ein ruhiger, wahrheitsliebender Mann. Er hatte, wie er berichtete, als Knabe mit Seinesgleichen Pilze im Wald gesucht. Da war auf einmal ein langer Mann zu ihnen getreten mit einem fahlen Gesicht und hatte jeden Einzelnen gefragt: „Was willst du werden?“ „Ein Bauer, ein Schmied, ein Müller, ein Knecht,“ hatten die Knaben geantwortet, und jedesmal hatte der Geist traurig das Haupt geschüttelt. Nun war aber einer unter den Buben, der wollte recht gescheidt sein und antwortete dem Gespenst: „Ich will ein Pfarrer werden.“ Aber da kam er schlecht an. Der Geist versetzte ihm eine derbe Maulschelle und verschwand. „Das hat er gethan,“ fügte der Schmied erläuternd hinzu, „weil ihn ein Geistlicher verflucht und in den Wald gebannt hat.“

Der Schulmeister schüttelte zu der Geschichte mißbilligend den Kopf. Dergleichen soll man nicht erzählen, wenn Kinder zugegen sind, meinte er. Auf die Jugend aber hatte die Geschichte tiefen Eindruck gemacht

namentlich auf den dicken Toni, den Sohn des Müllers, einen findigen Burschen von vierzehn Jahren. Als sich nach beendigter Rast der Zug wieder in Bewegung setzte, drückte sich der Müllertoni hinter einen Baumstamm und harrte daselbst, bis der letzte Mann im Wald verschwunden war; dann legte er sich wieder in den kühlen Tannenschatten und dachte mit halbgeschlossenen Augen über das nach, was er gehört hatte.

Da vernahm er plötzlich einen tiefen Seufzer, und als er sich halben Leibes aufrichtete, sah er vor sich die gebückte Gestalt eines langen, steinalten Mannes mit aschfarbigem, runzelreichem Angesicht. Auf einen Ast gestützt betrachtete er mit starren Augen den Knaben, und nach einer Weile fragte er mit hohler Stimme: „Sag' an, du Wicht, was willst du werden?"

Der Müllertoni bekam die Gänsehaut. Aber er nahm sich zusammen, und mit erheuchelter Keckheit gab er dem Gespenst zur Antwort:

„Ein Holzhändler will ich werden."

Da verzog ſich das graue Spinnwebengeſicht des Alten zu einem freundlichen Grinſen. Er winkte dem Knaben mit dem Finger ihm zu folgen und ſchritt in das Walddüſter hinein, gefolgt von dem beherzten Buben. Sie waren noch nicht weit gegangen, ſo machte der geſpenſtige Führer Halt und deutete auf eine Tanne, die mit der braunen Wurzelkralle einen Felsblock umklammert hielt: „Hier grabe nach," ſagte er.

Der Burſche wühlte mit den Händen unter dem Wurzelgeflecht, und nach kurzer Friſt förderte er ein Goldſtück von alter thümlichem Gepräge an's Licht, dann noch eins, und wieder eins; es war ſchließlich ein anſehnliches Häuflein beiſammen.

„Das Römergold iſt dein," ſprach der Geiſt. „Halte Wort und werde Holzhändler." Dann war er nicht mehr zu ſehen. Nach einer Weile aber hörte ihn der Burſche mit ächzender Stimme die Bäume zählen: „Tauſendeins, tauſendzwei, tauſenddrei" und ſo fort.

Der kluge Toni barg das Gold in seiner Gewandung, trug es heim und vergrub den Schatz vorläufig im Keller.

Sein Wort hielt er getreulich. Als er herangewachsen war, baute er von dem Gold eine stattliche Sägemühle und fing einen Holzhandel an. Und zehn Jahre später ging der Geist des Grenzsteinrückers zur ewigen Ruhe ein, denn auf dem Wurzelberg gab es keine Bäume mehr zu zählen; sie waren alle geschlagen.

Nicotiana.

Die dicke Wirthin ſtand, mit einer ſchneeweißen Schürze angethan, vor der Thür der Waldſchenke. Die Linke hatte ſie in die Seite geſtemmt, aus der Rechten aber machte ſie ein Dächlein für die Augen, aus denen ſie ſcharf auslugte, ob nicht Gäſte aus der Stadt im Anzuge ſeien. Aber auf dem Weg, der ſich durch Wogen reifender Aehren den Hügel herauf zog, war keine Menſchenſeele zu entdecken. Es war ein ſchwüler Sommernachmittag, und die Stadtleute fürchteten wohl die ſchwarzblauen Wolken, die ſich über den bewaldeten Hügeln wie ein mächtiges Gebirge aufgethürmt hatten.

Eben wollte die mißmuthige Wirthin in das Innere des Hauſes zurückkehren, als zwiſchen den Kornfeldern eine kleine Geſtalt ſichtbar wurde, welche auf die Schenke zuſchritt. Der Ankömmling war ein junges Bürſchchen von höchſtens vierzehn Jahren. Er trug eine bunte Mütze auf dem braunen Krauskopf und ſchwang einen knotigen Stab in der Rechten. Würdevoll grüßend hielt er ſeinen Einzug, ſuchte ſich im Garten hinter dem Haus einen ſchattigen Platz und beſtellte Bier.

Die Wirthin brachte das Verlangte und ſah lächelnd zu, wie der Gaſt mit großer Umſtändlichkeit eine lange Tabakspfeife zuſammenſchraubte und ſie ſtopfte. Die Pfeife war mit bunten Quaſten geziert und auf dem Porzellankopf war der König Gambrinus abgemalt. Die Wirthin ſetzte den ſchäumenden Bierkrug auf den Tiſch, ſagte: „Wohl bekomm's" und ließ dann den Burſchen bei Pfeife und Maßkrug allein; das war ihm eben recht. Er that einen tüchtigen Schluck, dann ſtemmte er den

Ellenbogen auf den Tiſch und qualmte wie ein Schlot. Und wie er ſo daſaß und ſich über die Rauchwolken freute, die empor wirbelten und in bläulichen Streifen ſich verzogen, kam ſich der Knirps ſo erhaben vor, wie Zeus auf ſeinem Wolkenthron.

Jetzt entſtieg dem Pfeifenkopf ein wunderſchöner blauer Ringel. Aber er zerfloß nicht, wie das ſonſt zu geſchehen pflegt, ſondern er verdichtete ſich zu einem Nebelknaul und wurde größer und immer größer; dann theilte ſich die Wolke wie ein Fenſtervorhang, und vor dem erſtaunten Knaben ſtand eine zierliche Mädchengeſtalt, etwa eine Elle hoch.

Die Kleine trug ein havanafarbenes Röckchen und in den braunen Locken ein Diadem von Bernſtein, an den Schultern hatte ſie ein Paar Flügel aus Cigarettenpapier und in der Hand hielt ſie eine blühende Tabakspflanze.

Das niedliche Mädchen knixte, und der Burſche zog höflich ſeine Mütze. Dann that die Kleine ihren Mund auf und ſprach:

„Ich bin die Tabakelfe Nicotiana. Mein Herr und Gebieter, König Knaster der Gelbe, sendet mich zu Euch. Ihr habt ihm heute zum erstenmal ein Brandopfer gebracht, und der Rauch Eures Mundes ist bis zu ihm gedrungen. Er entbietet Euch seinen Gruß und lädt Euch ein, vor seinem Thron zu erscheinen. Seid Ihr gewillt, mir zu folgen, so will ich Euch zu Hofe geleiten."

Der Knabe war ein beherzter Bursche, und das Abenteuer war ganz nach seinem Sinn, darum sprach er ohne Zögern ja, trank sein Bier aus und erklärte sich für reisefertig. „Habt Ihr vielleicht einen Drachenwagen zur Hand, Fräulein Nicotiana?" fragte er.

„Nein, den braucht's nicht," erwiderte die Elfe. „Ich habe, wie Ihr seht, Flügel, und was Euch anbetrifft, so ist auch leicht geholfen. Setzt Euch nur rittlings auf Euer Pfeifenrohr und faßt die Quasten wie die Zügel eines Pferdes. So ist's recht. Nun gebt Acht und verliert nicht das Gleichgewicht. Sitzt Ihr fest?"

„Ja, Fräulein Nicotiana."

Die Elfe ſchwang ihren Blüthenſtenge und ſang:

„Der Bub zum Rauchen noch nicht reif,
Stiehlt ſeinem Vater die Tabakspfeif'
Und freut ſich ſehr
An der Stadtmauer
Bei einer Pfeif' Tobak."

Der Spott verdroß den jungen Burſchen, und er hätte am liebſten auf das Abenteuer ganz Verzicht geleiſtet, aber der Entſchluß kam zu ſpät. Wie eine auffliegende Krähe erhob ſich die Tabakspfeife, auf welcher er rittlings ſaß, und fort gings durch die Luft wie Windesſauſen. Die Elfe flog wegweiſend voran.

Anfangs hielt ſich der Reiter tapfer, als er aber von ungefähr auf die Erde hinabſchaute und ſah, wie Wälder und Wieſen, Städte und Dörfer unter ihm hinglitten, da begann es ihm ſchwindelig zu werden, und krampfhaft umklammerte er die Spitze ſeiner Pfeife. — „O du verwünſchtes Abenteuer!"

Weiter ging die tolle Luftfahrt immer weiter und immer höher. Jetzt kamen ſie

an eine Wolkenſchichte und zwar waren es Tabakswolken, das ſpürte man am Geruch. „Bald ſind wir zur Stelle," ſprach die Elfe, „nur Muth!" Und damit ging's in den Qualm hinein, daß unſer Abenteurer zu erſticken vermeinte. Zitternd und bebend ſchloß er die Augen.

Da rief die Führerin: „Halt!" und wie ein geſchultes Roß blieb die Tabakspfeife mit ihrem Reiter ſtehen.

Der Arme öffnete die Augen. Vor ihm ſaß auf einer rieſigen Tabaksrolle König Knaſter. Sein Antlitz war gebräunt wie angerauchter Meerſchaum, gelb war ſein Mantel, auf dem Haupte trug er eine Krone aus Karfunkelſteinen, wie lebendige Kohlen anzuſchauen, und zwiſchen den Zähnen hielt er eine mächtige Tabakspfeife, deren Kopf wie ein Hochofen glühte.

„Sei gegrüßt!" ſprach der König zu dem Ankömmling, der ſich vor Schwindel und Angſt kaum noch auf den Beinen halten konnte. „Dein wartet hohe Ehre. Ich habe dich zu meinem Pfeifenſtopfer erkoren."

Mit dieſen Worten ergriff Knaſter der Gelbe den zitternden Jungen beim Schopf und hielt ihn ſchwebend über ſeinen qualmenden Pfeifenkopf. Der Gepeinigte wollte ſchreien, aber Rauch und Hitze ſchloſſen ihm den Mund; er vermeinte, ſein letztes Stündlein ſei gekommen.

Da auf einmal drang zu ſeiner Naſe ein lieblicher Duft wie von friſch gebranntem Kaffee. Auch König Knaſter ſchien den Geruch wahrzunehmen, denn er ließ die Hand, welche den Pfeifenſtopfer hielt, ſinken und wandte ſein Geſicht nach der Richtung, von welcher der Duft ſtrömte.

„Meine Feindin, die Fee Mokka!“ murmelte er ingrimmig.

Eine bläuliche Wolke, die ſtärkenden Wohlgeruch verbreitete, wallte heran, und auf der Wolke ſaß eine ſchöne, ſchwarz gekleidete Frau mit ſanft blickenden Augen. In der Hand trug ſie einen großen, ſilbernen Kaffeelöffel.

„Halt ein!“ rief die gute Fee. „Halt ein, grauſamer König Knaſter! Dein Opfer ſteht unter meinem Schutz.“

Sie berührte den Arm des Königs mit dem Silberlöffel, die Faust, die den Schopf des Burschen gehalten hatte, öffnete sich, und kopfüber, kopfunter stürzte dieser in die schwindelnde Tiefe, daß ihm Hören und Sehen verging.

Er schlug hart auf, als er unten ankam, und das brachte ihn wieder zur Besinnung. Dank einem glücklichen Zufall war er an eben der Stelle niedergestürzt, von welcher er mit der Elfe Nicotiana aufgeflogen war. Als er um sich blickte, fand er sich unter dem Tisch, an dem er eine Viertelstunde zuvor trinkend und rauchend gesessen hatte, neben ihm auf dem Boden lag die zerbrochene Pfeife. Er kroch unter dem Tisch hervor und richtete sich auf. Arme und Beine waren heil, aber unsäglich weh war es dem armen Jungen zu Muth. Mühselig schleppte er sich bis zu dem nächsten Baum, an dessen Stamm er seine mit Angstschweiß übergossene Stirn lehnte. — — — — — —

In der Thür der Waldschenke aber erschien die dicke Wirthin, eine rauchende Schale

in der Hand haltend. „Hier, junger Herr,“ ſprach ſie mitleidig, „habe ich Ihnen eine Taſſe ſchwarzen Kaffee gekocht. Ich hab' mir's gleich gedacht, daß die Geſchichte ein ſolches Ende nehmen wird.“

Und mild lächelnd flößte ſie dem Zerknirſchten den ſchwarzen Trank der Beruhigung über die bleichen Lippen.

Die ſtumme Königstochter.

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Garten. Die Wege waren mit buntem Sand beſtreut, in den Niſchen der Taxuswände ſtanden Bilder aus weißem Marmor, und fremde Blumen von brennenden Farben umſäumten die Raſenflächen. In einer Grotte, die aus Marienglas und bunten Muſcheln zuſammengeſetzt war, lag ein ſteinernes Ungeheuer, halb Löwin, halb Weib und Männer mit Hörnern und Ziegenfüßen ſchauten grinſend aus den Buxbaumhecken hervor. In der Mitte des Gartens aber befand ſich ein Waſſerbecken, aus deſſen Mitte ſich ein Knäuel von fiſchſchwänzigen

Meergöttern erhob, die auf waſſerſpeienden Delphinen ritten und in Muſchelhörner bliesen.

Alle Welt pries den Garten als ein Wunder, nur Eine fand an ihm kein Gefallen; das war die junge, bildſchöne Königstochter. Die ſchamloſen Heidengötter flößten ihr Schrecken ein, und ſie mied darum den Garten.

Da berief der König, der ſeine Tochter über Alles liebte, einen jungen Gärtner, der viele Länder durchwandert und des Herrlichen viel geſehen hatte, und befahl ihm, einen neuen Garten zu ſchaffen an der Stelle des alten. Den wollte er der Prinzeſſin zum Geburtstag ſchenken.

Der Gärtner that ſein Möglichſtes, grub und ſchanzte, hackte und pflanzte; Sonnenſchein und Regen thaten auch das Ihrige, und als das Feſt herangekommen war, ſtand der Gärtner an der Eingangspforte und überreichte der Königstochter auf einem Teller den goldenen Gartenſchlüſſel. Gefolgt von der Hofmeiſterin und ihren Ehrenfräulein trat die Prinzeſſin den Rundgang an.

Gewundene Baumgänge waren an die Stelle der Taxuswände getreten, blühende Sträucher kletterten an den Stämmen empor, und ihre Ranken hingen von oben herab und schwankten im Wind. Dann führte der Weg durch Wiesengründe vorbei an Rosenhügeln und halb versteckten Marmorbänken, über die sich blühende Hollundersträuche neigten.

Der Königstochter hüpfte das Herz vor Freude; sie verließ den Kiesweg und sprang leichtfüßig über den Rasen, also daß ihr die Hofdamen kaum folgen konnten. Mit gemessenen Schritten aber, den Kopf zuweilen schüttelnd, ging die Hofmeisterin hinter der ausgelassenen Jugend her. Ein schwebender Rosenzweig war ihr in das gepuderte Haar gekommen; sie fand den neuen Garten abscheulich.

Jetzt näherte sich die Prinzessin der Stelle, welche früher das Marmorbecken eingenommen hatte. Dort lachte heute ein kleiner, grüner Weiher. Schilfgewächse und bunte Schwertlilien umsäumten seinen Bord, Flieder und

Goldregen berührten mit ihren Blüthentrauben den Spiegel des Teiches, und auf dem Waſſer ſchwammen weiße Neckenroſen mit großen herzförmigen Blättern.

„Ach wie reizend!“ rief die Prinzeſſin aus, und die Fräulein riefen's nach.

Da geſchah etwas Entſetzliches. Ein dicker, grüner Froſch, der im Schilf auf Waſſerjungfern birſchte, hatte das Raſcheln und Rauſchen der Seidengewänder vernommen, that einen gewaltigen Satz und plumpte in's Waſſer, daß die Tropfen aufſpritzten.

Alle ſchrieen hellauf, und die Prinzeſſin ſank erbleichend auf den Boden. Jetzt kam die Hofmeiſterin mit beſchleunigtem Schritt herbei und ſah beſtürzt, was vorgefallen war. Biſamäpfel und Riechſalz waren zum Glück bei der Hand. Die Ohnmächtige kam bald wieder zu ſich, aber ſie hatte vor Schreck die Sprache verloren. Mit verſtörten Geſichtern und zitternd vor Angſt führten ſie die Ehrendamen in den Palaſt zurück.

Die Bürger hatten der Prinzeſſin zu Ehren ihre Häuſer mit Laubgewinden und bunten

Fahnen geſchmückt, aber als die Mittagsglocke läutete, entfernten ſie den Schmuck, denn es ging das Gerücht, die Königstochter ſei plötzlich ſtumm geworden.

Und das war auch leider kein müßiges Gerede. Die Prinzeſſin hatte ſich längſt von ihrem Schrecken erholt, ſie nahm Speiſe und Trank zu ſich, aber über ihre Lippen kam kein Wort. Sie hatte die Sprache verloren.

Die Aerzte kamen herbei, ließen ſich den Fall erzählen, ſteckten die Köpfe zuſammen und ſchrieben lange Recepte. Fügſam ſchluckte die Kranke Tropfen, Pillen und Latwergen. Aber die Sprache kam ihr nicht wieder.

Der ganze Hof hüllte ſich in Trauer. Der alte König aber — er war ſonſt ſo mild und gut, ſchäumte vor Wuth. Er befahl, alle Fröſche in ſeinem Reich zu tödten, und ſetzte auf den Kopf eines jeden Froſches einen Preis von einem Heller. Den Gärtner aber ließ er in den Kerker werfen. — Was half's? Die Prinzeſſin blieb ſtumm.

Tage, Wochen und Monate vergingen. Aus allen Weltgegenden kamen Aerzte herbei.

Was der eine verordnet hatte, tadelte immer der andere, aber keiner konnte der Königstochter die verlorene Sprache wieder geben. Auch weiſe Frauen und kluge Schäfer wurden berufen, ja ſogar Meiſter Hämmerlein, der Scharfrichter mußte herbei. Sie wandten ihre ſeltſamen Geheimmittel an, aber keines wollte helfen.

Unterdeſſen litt der arme Gärtner große Noth. Er hatte auf reichen Lohn gehofft, und nun lag er in Ketten und ſah weder Sonne noch Mond. Es lebte ihm aber in der Heimath ſeine alte Mutter, das war eine kluge vielerfahrene Frau. Als ſie hörte, was ihren Sohn betroffen hatte, ſchnürte ſie ihr Bündel und wanderte nach der Königsſtadt. Dort angelangt, begab ſie ſich nach dem Kerker und bat den Schließer mit bewegenden Worten ſo lange, bis er ſie zu dem Gefangenen führte.

Eine halbe Stunde blieben Mutter und Sohn allein, dann hinkte die Alte fort; der Gärtner aber ſchritt, als der Wärter ihm den Waſſerkrug brachte, mit gehobenem Haupt

in ſeinem Haftgemach umher und pfiff ein Liedlein.

Am nächſten Tag verlangte er vor den König geführt zu werden; er beſitze das Mittel, der ſtummen Prinzeſſin die Sprache wiederzugeben, behauptete er.

Die Königstochter hatte an ſelbigem Morgen ſchon viel ausſtehen müſſen. Erſt war ſie von einem fremden Doktor mit glühender Nadel geſtochen worden. Da hatte ſie wohl geächzt und geſtöhnt, aber geſprochen hatte ſie nicht. Darnach war der Kranken auf Anrathen einer alten Kräuterfrau Herz, Hirn und Zunge einer Elſter eingegeben worden, und das hatte ebenſo wenig geholfen. Nun lag die Prinzeſſin bleich und matt auf dem Ruhebett und hatte vor Erſchöpfung die Augen geſchloſſen.

Da brachten ſie den Gärtner geführt. Seine Kette klirrte, aber er ſchritt aufrecht einher und war guten Muthes.

„Verſuche deine Kunſt," ſprach der König, „und wenn dir die Heilung gelingt, ſo ſollſt du den grünen Crocodilorden be-

kommen und dazu so viel Gold, als du tragen kannst."

Der Gärtner trat an das Lager der Kranken, die sich unwillig aufrichtete, faßte ihre kleine weiße Hand und sah ihr in die müden Augen.

„Armes Königskind," sprach er dann. ‚So unglücklich, und erst einundzwanzig Jahre!"

Da überflog lichte Röthe das zarte Angesicht der Prinzessin, ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft, und über ihre Lippen brachen die Worte:

„Noch nicht neunzehn!"

Die Sprache war ihr zurückgekehrt. Der König aber weinte Freudenthränen und mit ihm der ganze Hof.

Die Siebenmeilenſtiefel.

Auf ſandigem Pfad ſchritt ein müder Handwerksgeſell durch den Wald. Um eine kurze Wegſtrecke zu erſparen, hatte er, dem Rath eines Bauern folgend, die ſichere Landſtraße verlaſſen; nun irrte er bereits ſeit zwei Stunden durch die Kiefern, und der Wald wollte kein Ende nehmen.

„Gut Weg um
War nie krumm,“

murmelte er zwiſchen den Zähnen, aber der alte Spruch fiel ihm zu ſpät ein.

Die Föhrenſtämme färbten ſich an der Abendſeite golden, und durch die Baumwipfel fuhr kühler Wind. Der Sand des

Weges wurde immer tiefer, und die Kniee des Wandernden immer müder.

Da kam durch das Holz ein kleiner Mann geschritten, der einen Sack auf der Schulter trug. Der Handwerksbursch nahm den mit Wachstuch überzogenen Hut ab und sprach:

„Mit Gunst, wie weit ist's noch bis zur Stadt?"

„Nach der Stadt willst du?" fragte das Männlein. „Da bist du auf dem Holzweg, Freund. Die Stadt liegt dort." Und dabei deutete es mit dem Zeigefinger nach rechts. „Wenn du den Föhrenbühel überstiegen hast, kommst du an einen Bach, den mußt du durchschreiten, dann folgst du dem Pfad durch das Moos, bis du die Landstraße erreichst, und von da hast du noch drei gute Stunden bis zur Stadt."

„Schön' Dank!" sprach der müde Bursch und seufzte tief auf. Dann schickte er sich zum Weitergehen an. Der Kleine aber vertrat ihm den Weg.

„Wie heißt du und was bist du deines Zeichens?" fragte er. „Daß du ein Sonntags-

kind biſt, weiß ich bereits, denn ſonſt hätteſt du mich nicht angeſprochen."

„Ich heiße Crispin und bin zünftiger Schuſtergeſell," erwiderte der Gefragte.

„Ein Schuſter biſt du?" rief das Männlein erfreut. „Das trifft ſich gut. Komm mit mir. Ich will dir Herberge und Arbeit geben. Willſt du?"

„Gern," antwortete der Geſell, und dann gingen ſie ſelbander in den Wald hinein. Nach kurzer Friſt kamen ſie an eine Lichtung, auf der ein kleines Häuschen ſtand. Aus dem Schlot wirbelte blauer Rauch.

„Sie ſind daheim," ſprach der kleine Mann „Tritt näher, Freund Crispin, und fürchte dich nicht, wenn du Seltſames ſiehſt."

Die Thür ward aufgethan. An einem Tiſch ſaßen ſechs graubärtige Zwerge um eine dampfende Schüſſel herum; ein ſiebenter Stuhl aber ſtand leer. Die Männlein ſprangen auf und begrüßten die Ankommenden.

„Das ſind meine Brüder," erklärte dem Wanderburſchen ſein Geleitsmann. „Wir ſchmelzen das Erz in den Bergen, kochen

Meergöttern erhob, die auf waſſerſpeienden Delphinen ritten und in Muſchelhörner blieſen.

Alle Welt pries den Garten als ein Wunder, nur Eine fand an ihm kein Gefallen; das war die junge, bildſchöne Königstochter. Die ſchamloſen Heidengötter flößten ihr Schrecken ein, und ſie mied darum den Garten.

Da berief der König, der ſeine Tochter über Alles liebte, einen jungen Gärtner, der viele Länder durchwandert und des Herrlichen viel geſehen hatte, und befahl ihm, einen neuen Garten zu ſchaffen an der Stelle des alten. Den wollte er der Prinzeſſin zum Geburtstag ſchenken.

Der Gärtner that ſein Möglichſtes, grub und ſchanzte, hackte und pflanzte; Sonnenſchein und Regen thaten auch das Ihrige, und als das Feſt herangekommen war, ſtand der Gärtner an der Eingangspforte und überreichte der Königstochter auf einem Teller den goldenen Gartenſchlüſſel. Gefolgt von der Hofmeiſterin und ihren Ehrenfräulein trat die Prinzeſſin den Rundgang an.

Gewundene Baumgänge waren an die Stelle der Taxuswände getreten, blühende Sträucher kletterten an den Stämmen empor, und ihre Ranken hingen von oben herab und schwankten im Wind. Dann führte der Weg durch Wiesengründe vorbei an Rosenhügeln und halb versteckten Marmorbänken, über die sich blühende Hollunderſträuche neigten.

Der Königstochter hüpfte das Herz vor Freude; sie verließ den Kiesweg und sprang leichtfüßig über den Rasen, also daß ihr die Hofdamen kaum folgen konnten. Mit gemessenen Schritten aber, den Kopf zuweilen schüttelnd, ging die Hofmeisterin hinter der ausgelassenen Jugend her. Ein schwebender Rosenzweig war ihr in das gepuderte Haar gekommen; sie fand den neuen Garten abscheulich.

Jetzt näherte sich die Prinzessin der Stelle, welche früher das Marmorbecken eingenommen hatte. Dort lachte heute ein kleiner, grüner Weiher. Schilfgewächse und bunte Schwertlilien umsäumten seinen Bord, Flieder und

Goldregen berührten mit ihren Blüthen trauben den Spiegel des Teiches, und auf dem Waſſer ſchwammen weiße Neckenroſen mit großen herzförmigen Blättern.

„Ach wie reizend!“ rief die Prinzeſſin aus, und die Fräulein riefen's nach.

Da geſchah etwas Entſetzliches. Ein dicker, grüner Froſch, der im Schilf auf Waſſerjungfern birſchte, hatte das Raſcheln und Rauſchen der Seidengewänder vernommen, that einen gewaltigen Satz und plumpte in's Waſſer, daß die Tropfen aufſpritzten.

Alle ſchrieen hellauf, und die Prinzeſſin ſank erbleichend auf den Boden. Jetzt kam die Hofmeiſterin mit beſchleunigtem Schritt herbei und ſah beſtürzt, was vorgefallen war. Biſamäpfel und Riechſalz waren zum Glück bei der Hand. Die Ohnmächtige kam bald wieder zu ſich, aber ſie hatte vor Schreck die Sprache verloren. Mit verſtörten Geſichtern und zitternd vor Angſt führten ſie die Ehrendamen in den Palaſt zurück.

Die Bürger hatten der Prinzeſſin zu Ehren ihre Häuſer mit Laubgewinden und bunten

Fahnen geſchmückt, aber als die Mittagsglocke läutete, entfernten ſie den Schmuck, denn es ging das Gerücht, die Königstochter ſei plötzlich ſtumm geworden.

Und das war auch leider kein müßiges Gerede. Die Prinzeſſin hatte ſich längſt von ihrem Schrecken erholt, ſie nahm Speiſe und Trank zu ſich, aber über ihre Lippen kam kein Wort. Sie hatte die Sprache verloren.

Die Aerzte kamen herbei, ließen ſich den Fall erzählen, ſteckten die Köpfe zuſammen und ſchrieben lange Recepte. Fügſam ſchluckte die Kranke Tropfen, Pillen und Latwergen. Aber die Sprache kam ihr nicht wieder.

Der ganze Hof hüllte ſich in Trauer. Der alte König aber — er war ſonſt ſo mild und gut, ſchäumte vor Wuth. Er befahl, alle Fröſche in ſeinem Reich zu tödten, und ſetzte auf den Kopf eines jeden Froſches einen Preis von einem Heller. Den Gärtner aber ließ er in den Kerker werfen. — Was half's? Die Prinzeſſin blieb ſtumm.

Tage, Wochen und Monate vergingen. Aus allen Weltgegenden kamen Aerzte herbei.

Was der eine verordnet hatte, tadelte immer der andere, aber keiner konnte der Königstochter die verlorene Sprache wieder geben. Auch weiſe Frauen und kluge Schäfer wurden berufen, ja ſogar Meiſter Hämmerlein, der Scharfrichter mußte herbei. Sie wandten ihre ſeltſamen Geheimmittel an, aber keines wollte helfen.

Unterdeſſen litt der arme Gärtner große Noth. Er hatte auf reichen Lohn gehofft, und nun lag er in Ketten und ſah weder Sonne noch Mond. Es lebte ihm aber in der Heimath ſeine alte Mutter, das war eine kluge vielerfahrene Frau. Als ſie hörte, was ihren Sohn betroffen hatte, ſchnürte ſie ihr Bündel und wanderte nach der Königsſtadt. Dort angelangt, begab ſie ſich nach dem Kerker und bat den Schließer mit bewegenden Worten ſo lange, bis er ſie zu dem Gefangenen führte.

Eine halbe Stunde blieben Mutter und Sohn allein, dann hinkte die Alte fort; der Gärtner aber ſchritt, als der Wärter ihm den Waſſerkrug brachte, mit gehobenem Haupt

in ſeinem Haftgemach umher und pfiff ein Liedlein.

Am nächſten Tag verlangte er vor den König geführt zu werden; er beſitze das Mittel, der ſtummen Prinzeſſin die Sprache wiederzugeben, behauptete er.

Die Königstochter hatte an ſelbigem Morgen ſchon viel ausſtehen müſſen. Erſt war ſie von einem fremden Doktor mit glühender Nadel geſtochen worden. Da hatte ſie wohl geächzt und geſtöhnt, aber geſprochen hatte ſie nicht. Darnach war der Kranken auf Anrathen einer alten Kräuterfrau Herz, Hirn und Zunge einer Elſter eingegeben worden, und das hatte ebenſo wenig geholfen. Nun lag die Prinzeſſin bleich und matt auf dem Ruhebett und hatte vor Erſchöpfung die Augen geſchloſſen.

Da brachten ſie den Gärtner geführt. Seine Kette klirrte, aber er ſchritt aufrecht einher und war guten Muthes.

„Verſuche deine Kunſt," ſprach der König, „und wenn dir die Heilung gelingt, ſo ſollſt du den grünen Crocodilorden be-

kommen und dazu so viel Gold, als du tragen kannst."

Der Gärtner trat an das Lager der Kranken, die sich unwillig aufrichtete, faßte ihre kleine weiße Hand und sah ihr in die müden Augen.

„Armes Königskind," sprach er dann. ‚So unglücklich, und erst einundzwanzig Jahre!"

Da überflog lichte Röthe das zarte Angesicht der Prinzessin, ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft, und über ihre Lippen brachen die Worte:

„Noch nicht neunzehn!"

Die Sprache war ihr zurückgekehrt. Der König aber weinte Freudenthränen und mit ihm der ganze Hof.

Die Siebenmeilenſtiefel.

Auf ſandigem Pfad ſchritt ein müder Handwerksgeſell durch den Wald. Um eine kurze Wegſtrecke zu erſparen, hatte er, dem Rath eines Bauern folgend, die ſichere Landſtraße verlaſſen; nun irrte er bereits ſeit zwei Stunden durch die Kiefern, und der Wald wollte kein Ende nehmen.

„Gut Weg um
War nie krumm,“

murmelte er zwiſchen den Zähnen, aber der alte Spruch fiel ihm zu ſpät ein.

Die Föhrenſtämme färbten ſich an der Abendſeite golden, und durch die Baumwipfel fuhr kühler Wind. Der Sand des

Weges wurde immer tiefer, und die Kniee des Wandernden immer müder.

Da kam durch das Holz ein kleiner Mann geschritten, der einen Sack auf der Schulter trug. Der Handwerksbursch nahm den mit Wachstuch überzogenen Hut ab und sprach:

„Mit Gunst, wie weit ist's noch bis zur Stadt?"

„Nach der Stadt willst du?" fragte das Männlein. „Da bist du auf dem Holzweg, Freund. Die Stadt liegt dort." Und dabei deutete es mit dem Zeigefinger nach rechts. „Wenn du den Föhrenbühel überstiegen hast, kommst du an einen Bach, den mußt du durchschreiten, dann folgst du dem Pfad durch das Moos, bis du die Landstraße erreichst, und von da hast du noch drei gute Stunden bis zur Stadt."

„Schön' Dank!" sprach der müde Bursch und seufzte tief auf. Dann schickte er sich zum Weitergehen an. Der Kleine aber vertrat ihm den Weg.

„Wie heißt du und was bist du deines Zeichens?" fragte er. „Daß du ein Sonntags-

kind biſt, weiß ich bereits, denn ſonſt hätteſt du mich nicht angeſprochen."

„Ich heiße Crispin und bin zünftiger Schuſtergeſell," erwiderte der Gefragte.

„Ein Schuſter biſt du?" rief das Männlein erfreut. „Das trifft ſich gut. Komm mit mir. Ich will dir Herberge und Arbeit geben. Willſt du?"

„Gern," antwortete der Geſell, und dann gingen ſie ſelbander in den Wald hinein. Nach kurzer Friſt kamen ſie an eine Lichtung, auf der ein kleines Häuschen ſtand. Aus dem Schlot wirbelte blauer Rauch.

„Sie ſind daheim," ſprach der kleine Mann „Tritt näher, Freund Crispin, und fürchte dich nicht, wenn du Seltſames ſiehſt."

Die Thür ward aufgethan. An einem Tiſch ſaßen ſechs graubärtige Zwerge um eine dampfende Schüſſel herum; ein ſiebenter Stuhl aber ſtand leer. Die Männlein ſprangen auf und begrüßten die Ankommenden.

„Das ſind meine Brüder," erklärte dem Wanderburſchen ſein Geleitsmann. „Wir ſchmelzen das Erz in den Bergen, kochen

das Salz und ſchleifen die Edelſteine. Aber bei unſeren Berg- und Höhlenwanderungen leidet unſer Schuhwerk, und ein tüchtiger Schuſter hat uns längſt gefehlt. Bleib' ein paar Tage bei uns und befohle uns die Schühlein. Es ſoll dein Schade nicht ſein. Jetzt aber komm und iß mit uns."

Das ließ ſich der müde, hungrige Geſell nicht zweimal ſagen. Er warf ſein Felleiſen in den Winkel, rückte einen Schemel an den Tiſch und ſetzte ſich zu den ſieben Zwergen. Fleiſch und Mus ward ihm reichlich zugemeſſen. Dann ſchleppten ſie einen gebauchten Krug herbei, aus dem floß kein Dünnbier, ſondern ein Wein, wie der weitgereiſte Schuſter noch keinen getrunken hatte.

Es war ein fröhlicher Abend. Der Fremde mußte berichten, wie es draußen in der Welt ausſehe, und dann erzählten die Männlein von einer Königstochter, weiß wie Schnee, roth wie Blut und ſchwarz wie Ebenholz, die vor langen Jahren bei ihnen gewohnt hatte. Der Schuſter kannte die Geſchichte bereits, denn ſeine Großmutter hatte ſie

ihm oft erzählt, aber um die Männlein nicht zu kränken, hörte er aufmerksam zu bis an's Ende. Dann ward ihm ein Bett angewiesen, und bevor er sein Abenteuer überdenken konnte, war er eingeschlafen.

Als Crispin am nächsten Morgen erwachte, lag in seiner Kammer ein Haufen zerrissener Schuhe. Leder, Pech und Draht war auch vorhanden, und auf einem Tischlein stand ein reichlicher Imbiß. Die Zwerge aber waren ausgegangen.

Er hockte zur Arbeit nieder und flickte und klopfte bis Sonnenuntergang. Da kamen die sieben Männlein zurück, und es begann wieder ein fröhliches Schmausen. So ging es fort eine ganze Woche lang.

Am letzten Abend schaute der fleißige Gesell mit Stolz auf eine lange Reihe schwarzglänzender Schuhe, und um ein Uebriges zu thun, nähte er in der Nacht, während die Zwerge schliefen, einem jeden einen herzförmigen Lederflecken auf das Höslein zum Schutz gegen das rauhe Gestein, auf dem sie herum rutschten.

Mit gerührten Blicken betrachteten die Zwerge am andern Morgen das Werk der Liebe, dann ſteckten ſie die Köpfe zuſammen. Crispin, der Schuſter, nahm ſein Felleiſen auf den Rücken, ſcharrte mit dem Fuß und ſprach ſeinen Scheidegruß. Dankend drückten ihm die Wichtlein die Hand, der aber, welcher ihn hierher geleitet, ſchulterte einen Sack und begleitete den Gaſt. „Ich will dich auf den rechten Weg bringen," ſagte er.

Als ſie aus dem Haus traten, war die Welt in grauen Nebel gehüllt. Sie gingen eine Weile ſchweigend neben einander her, dann hielt der Zwerg an, löſte das Bindband ſeines Rucksackes und entnahm demſelben zwei alte Stiefel.

„Das ſoll dein Lohn ſein," ſprach er zu dem Schuſter. „Verachte das Geſchenk nicht," ſetzte er hinzu, als er ſah, wie der Burſch den Mund verzog. „Die Stiefel ſind ein Erbſtück unſeres Ahnherrn, des weltberühmten Däumling, von dem du ſicherlich ſchon gehört haſt."

„Die Stiefel des kleinen Däumling?"

rief der Schuſter freudig aus, „die Sieben meilenſtiefel?“

„So iſt es,“ erwiderte der Zwerg. „Da nimm ſie hin und brauche ſie zu deinem Glück. Gehab dich wohl!“

Der Zwerg war verſchwunden, der Nebel war plötzlich verweht, und Crispin ſtand auf der ſonnbeglänzten, von Pappeln umſäumten Landſtraße. In der Hand hielt er die Siebenmeilenſtiefel.

„Das ſoll ein Leben werden!“ jubelte er und ſetzte ſich auf einen Steinhaufen, um die Wunderſtiefel ſogleich anzuziehen. „Nun marſchire ich zunächſt in's Goldland,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „und fülle mir alle Taſchen mit Goldſand, das Weitere wird ſich dann finden.“

Schon hatte er ſich ſeiner Wanderſchuhe entledigt, da ließ er plötzlich die Arme ſinken und ſah nachdenklich vor ſich nieder. „Wenn mir nur Einer ſagen wollte, in welcher Richtung das Goldland liegt.“ Er reckte den Hals und drehte ihn hin und her, aber nirgends war ein buntgeſtreifter Wegweiſer

zu ſehen, der mit dem Arm nach dem Goldland gezeigt hätte. Crispin kratzte ſich hinter dem Ohr. „So auf's Gerathewohl in die Welt hinein zu laufen," philoſophirte er, „das wäre thöricht. Am Ende käm' ich ſtatt in's Goldland zu den Menſchenfreſſern. Und an Reiſegeld fehlt mir's auch. Crispin, du warſt drauf und dran einen dummen Streich zu machen. Es wird am Beſten ſein, wenn ich mich in der nächſten Stadt nach Arbeit umſehe und mich nebenher auf meine große Reiſe gehörig vorbereite."

Das war vernünftig gedacht. Er packte die Siebenmeilenſtiefel auf ſein Felleiſen, ſchwang den knotigen Stock und wanderte wohlgemuth weiter.

Es war ein ſonniger Morgen. Auf den Wieſen, durch welche die Straße führte, ſchwangen die Mähder ihre Senſen, und Mägde mit rothen Kopftüchern wandten das Heu mit dem Rechen.

„Demnächſt ziehe ich durch die heißen Länder," ſprach der Schuſter, „durch die Pflanzungen, wo die ſchwarzen Mohren

Zuckerrohr ſchneiden und Kaffeebohnen von den Zwetſchenbäumen ſchütteln. Ja, ihr alten Pappeln, ihr werdet mich nicht lange mehr zwiſchen euch wandern ſehen. In ein paar Wochen gehe ich unter Palmen ſpazieren und ſchlage mir Cocosnüſſe mit dem Stock ab, und ſtatt der Sperlinge und Goldammern ſitzen Papageien und Kakadu's im Laub, und Affen und Meerkatzen werfen mir Kußhände zu. Kommt dann des Weges ein Löwe oder ein Tiger, der mich freſſen will, eins, zwei, drei bin ich über alle Berge und lache die Beſtie aus. Nein, ſo gut wie ich hat's doch kein Menſch auf der Welt."

Gegen Mittag kam der glückliche Schuſter in die Stadt und fand ſofort Arbeit. Von ſeinem erſten Lohn kaufte er ſich bei einem Trödler eine Karte, auf der alle Länder der Erde dargeſtellt waren, und dazu ein altes Buch, welches von ſeltſamen Reiſen zu Waſſer und zu Land handelte. Wenn dann am Feierabend die anderen Geſellen in der Schenke zechten und tanzten, ſaß Crispin in ſeiner Kammer und ſtudirte wie ein Magiſter.

Dem Meiſter aber gefiel des fleißigen Geſellen Thun und Treiben, und an einem Sonntagnachmittag lud er ihn zum Spaziergang ein. Das war eine große Ehre. Zu Dritt zogen ſie zum Thor hinaus; die dritte Perſon aber war Jungfer Anne, des Meiſters ſchöne Tochter. —

Am Abend desſelbigen Tages ſaß Crispin nicht über ſeiner Landkarte, ſondern er ging mit großen Schritten in der Kammer auf und ab, bis ihm ſein ſchlafmüder Mitgeſell mit barſchen Worten das Nachtwandeln verwies. Da kroch auch Crispin unter ſein Federbett, aber er konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Als der Meiſter am nächſten Sonnabend die Geſellen abgelohnt hatte, begab ſich Crispin nicht zu dem Trödler, der die alten Bücher feil hielt, ſondern in einen Kaufladen, und am Sonntagmorgen trug die ſchöne Meiſterstochter auf dem Kirchgang ein neues, blauſeidenes Band, darauf ſtand mit goldenen Buchſtaben:

Roſen verwelken, Marmor zerbricht,
Doch treue Liebe welkt niemals nicht.

„Crispin," ſprach ſein Mitgeſell, ein boshafter, mißgünſtiger Menſch, „Crispin, du biſt verliebt. Leugne nicht! In die Meiſterstochter biſt du verliebt. Aber dein Werben iſt für die Katz. Der blonde Ladendiener gegenüber, der hat's ihr angethan, mit dem hat ſie ein Techtelmechtel. Das haſt du natürlich nicht gemerkt, du geſtudirter Profeſſor du!"

„Schweig!" knirſchte Crispin und ballte die Fauſt. „Schweig, oder ich ſchlage dich zu Boden!"

Dann ging er auf ſeine Kammer. „Jetzt iſt's Zeit, in die weite Welt zu ziehen," ſprach er trotzig und ſalbte die Siebenmeilenſtiefel. „Ade Heimathland, ade Meiſter und du ſchöne, falſche" — — — — Hier bekam er den Gluckſer und ſchluchzte, daß es zum Erbarmen war. Als er ſich etwas beruhigt hatte, packte er ſeine Habſeligkeiten in das Felleiſen, obendrauf die Landkarte, dann ſtieg er die Treppe hinunter, um ſich von dem Meiſter zu verabſchieden. „Wenn das ge-

ſchehen iſt," ſprach er zu ſich, „ſo gehe ich vor das Thor, ziehe meine Siebenmeilenſtiefel an, und am Abend kann ich bereits im Land der bezopften Chineſen Opium rauchen."

Aber als der Abend gekommen war, ſaß er nicht im Chineſenland, ſondern am Tiſch zwiſchen ſeinem Meiſter und der ſchönen Anne. Er hielt ihre weiße Hand in ſeiner ſchwieligen Fauſt und nannte die Meiſterstochter ſeine liebe Braut, und der Himmel hing den beiden Verlobten voll Baßgeigen. —

Aus der großen Weltreiſe konnte natürlich vor der Hand nichts werden, aber aufgeſchoben iſt ja nicht aufgehoben. Der Geſell mußte ſein Meiſterſtück machen, dann kam die Hochzeit, und das Jahr drauf ſtellte ſich ein kleiner Schreihals ein. Wer denkt da an's Reiſen?

Später ſprach auch die Sorge in der Schuſterwerkſtatt vor. Die Zahl der Köpfe wuchs mit jedem Jahr, und Crispin mußte vom Morgen bis Abend die Hände rühren. Aber wenn er endlich ſein Schurzfell abgelegt hatte, nahm er die Landkarte vor oder

eine Reiſebeſchreibung. Die Siebenmeilenſtiefel hütete er ſorgfältig und erhielt das Leder durch fleißiges Salben geſchmeidig.

Wenn der älteſte Sohn herangewachſen iſt, übergiebt er ihm das Geſchäft, und dann wird die lange aufgeſchobene Wanderung angetreten. Geduld! —

Die Kinder wuchſen heran, und der älteſte Sohn ſaß als junger Meiſter auf dem dreibeinigen Stuhl des Vaters. Aber jetzt galt es, die Töchter an den Mann zu bringen und auszuſtatten, und die große Reiſe mußte wieder auf unbeſtimmte Zeit verſchoben werden. Geduld Crispin, Geduld!

Wieder verſtrich eine Reihe von Jahren. Meiſter Crispin trug ein ſchwarzes Sammtkäppchen auf dem kahlen Scheitel, und Frau Anne fing an, von der guten, alten Zeit zu ſprechen. Die Kinder waren verſorgt und hielten die Eltern in Ehren. Sie hatten ihnen ein ſonniges Stüblein hergerichtet, und dort ſaß der Alte den größten Theil des Tages im gepolſterten Großvaterſtuhl und las in ſeinen Büchern.

An einem Sonntagnachmittag, als die runden Fensterscheiben in der Sonne blinkten, erhob sich Crispin von seinem Sitz und holte die Siebenmeilenstiefel aus der Truhe. Er hatte einen stärkenden Mittagsschlaf gehalten und fühlte sich so leicht wie zur Zeit seiner fröhlichen Wanderjahre. Jetzt wollte er endlich seine Weltreise antreten, weil er aber Einsprache befürchten mußte, so gedachte er sich ganz in der Stille fortzumachen und die Sache den Seinigen schriftlich mitzutheilen.

Als er Abends nicht zu Tisch kam, sprach Frau Anne: „Er wird über seinen Büchern eingeschlafen sein," und schickte das jüngste Enkelkind hinauf, um den Großvater zu wecken.

Plötzlich vernahmen die Zurückgebliebenen einen Schreckensruf, und als sie bestürzt in die Stube des Großvaters eilten, fanden sie ihn todt im Lehnstuhl sitzen. Auf dem Tisch aber stand mit Kreide geschrieben:

Ich habe die große Reise angetreten.

— — — — — — — — — — — —

Und was ist aus dem Geschenk der Zwerge geworden? Ja, wenn ich das wüßte! Ich fürchte, der erbende Sohn hat die alten Stiefel zertrennt und das Leder zum Flicken schadhaften Schuhwerkes verwendet. Vielleicht liegen sie auch noch in einem Winkel und warten auf Einen, der ihre Kraft zu nutzen weiß.

Verlag der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Rudolf Baumbach

Von der Landstraße. Lieder	19. u. 20. Tausend	M. 3.—
Zlatorog. Eine Alpensage	77.—80. Tausend	M. 3.—
Der Pate des Todes. Dichtung	17. Tausend	M. 3.—
Lieder eines fahrenden Gesellen	47.—51. Tausend	M. 4.20
Abenteuer und Schwänke	21. u. 22. Tausend	M. 4.—
Mein Frühjahr. Gedichte	19. u. 20. Tausend	M. 3.80
Frau Holde. Gedicht	45.—47. Tausend	M. 3.—
Krug und Tintenfaß. Gedichte	19. u. 20. Tausend	M. 3.—
Spielmannslieder	27. u. 28. Tausend	M. 3.—
Thüringer Lieder	11. u. 12. Tausend	M. 3.50
Horand u. Hilde. Gedicht	12. u. 13. Tausend	M. 3.50
Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung	15. Tausend	M. 3.50
Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte	4. Tausend	M. 3.—
Sommermärchen	38. u. 39. Tausend	M. 4.20
Erzählungen u. Märchen	15. u. 16. Tausend	M. 3.—
Neue Märchen	8. Tausend	M. 4.—
Es war einmal. Märchen	15. u. 16. Tausend	M. 3.80
Aus der Jugendzeit	9. Tausend	M. 6.20

Die Preise verstehen sich für eleganten Leinenband mit Goldschnitt, in Leder kostet jeder Band 2 Mark mehr

Illustrierte Ausgaben mit großer Schrift:

Sommermärchen	In Leinenband M. 3.—
Abenteuer und Schwänke	In Leinenband M. 2.80

Illustrierte Prachtausgaben:

Sommermärchen. Mit Zeichnungen von Paul Mohn — In Leinenband M. 10.—

Abenteuer und Schwänke. Mit Zeichnungen von Paul Mohn — In Leinenband M. 10.—

Das Wasser des Vergessens und andere Erzählungen. (Cotta'sche Handbibliothek) — Geheftet 25 Pfennig

Verlag der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Gesammelte Werke von Gottfried Keller

10 Bände. Geheftet M. 30.— In Leinenband M. 38.—
In Halbfranzband M. 50.—

Jeder Band ist einzeln käuflich

Bd. I. II. III. **Der grüne Heinrich.** Roman.
45.—49. Auflage
Geheftet M. 9.— In Leinenband M. 11.40
In Halbfranzband M. 15.—

Bd. IV. V. **Die Leute von Seldwyla.** 49.—53. Aufl.
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.60
In Halbfranzband M. 10.—

Bd. VI. **Züricher Novellen.** 48.—52. Auflage
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 3.80
In Halbfranzband M. 5.—

Bd. VII. **Das Sinngedicht,** Novellen.
Sieben Legenden. 40.—44. Auflage
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 3.80
In Halbfranzband M. 5.—

Bd. VIII. **Martin Salander.** Roman. 29.—33. Aufl.
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 3.80
In Halbfranzband M. 5.—

Bd. IX. X. **Gesammelte Gedichte.**
Mit Porträt nach Böcklin. 24.—26. Auflage
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.60
In Halbfranzband M. 10.—

Einzel-Ausgaben:

Sieben Legenden. Miniatur-Ausgabe. 6. Auflage
Geheftet M. 2.30 In Leinenband M. 3.—

Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung.
Miniatur-Ausgabe. 6. Auflage
Geheftet M. 2.30 In Leinenband M. 3.—

Nachgelassene Schriften und Dichtungen. 5. Aufl.
Geheftet M. 5.40 In Leinenband M. 6.40
In Halbfranzband M. 7.50

Die drei gerechten Kammmacher. Erzählung.
(Cotta'sche Handbibliothek) Geheftet 30 Pfennig

Pankraz der Schmoller. Erzählung.
(Cotta'sche Handbibliothek) Geheftet 30 Pfennig
Beide Erzählungen in 1 Leinenband M. 1.10

Ausgewählte Gedichte. Herausg. von Adolf Frey.
(Cotta'sche Handbibliothek) Geheftet M. 1.—
In Leinenband M. 1.50